

10. 6. 1922

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Sonderausgabe:

Die Marienburg



Verlag: Georg Stille, Danzig-Berlin

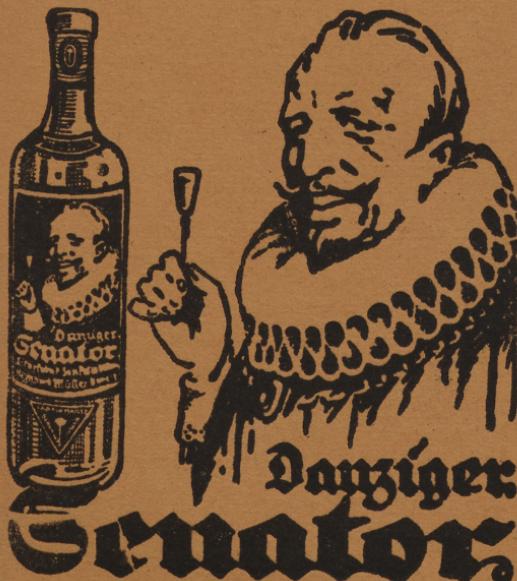
3. Jahrgang 1922

Seft 3

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 13

Telefon 4015 und 1609



Danziger Senator

Strumpfhaus Gerson

Danzig
Heilige Geistgasse 135 (am Glodentor)

Größtes Spezialhaus im Freistaat

Bekannt günstigste Bezugsquelle für
Strumpfwaren, Handschuhe
Trikotagen, Wollwaren

Spezialität: Seidene Damen-Strümpfe
Circa-Engros-Abteilung

Für Wahrheit und Gerechtigkeit!

In vier Wochen 13 Auflagen
verändert und erweitert bis zur 20. Auflage

Der Kronprinz und sein wahres Gesicht

Unpolitische Dokumente eines
Augenzeugen von Carl Lange
Gehetst 10. — M., Halsbleinenband 18. — M.

Weserzeitung. Ein Mann, der dem Kronprinzen
menschlich nahe stand und der Publizist über ein abgedrehtes
Urteil verfügt. Carl Lange, der Herausgeber der ostdeutschen
Monatshefte in Danzig, hat es gewagt und ein aufrechtes
Büchlein über unseren Kronprinzen veröffentlicht, das nicht
nur mit alten Lügen über Friedrich Wilhelm Wahrheit
beweisend aufzuräumen, sondern auch ehrlich die kronprinzen-
lichen Fehler bekannt. Paul Burg (Gdańsk)

Reichshof, Berlin. . . Finde der monarchischen
Staatsordnung werden den Spiegel der Wahrheit hier finden,
denn Lange räumt mit den Verleumdungen auf und zeigt
den Kronprinzen, wie er in Wahrheit ist. Möge das Buch
in weite Kreise bringen, um zu beleben und solche Aus-
sagen zu zerstreuen. Oberst Immanuel

— In jeder Buchhandlung zu haben —
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“ und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“

Herausgeber: Carl Lange (Oliva bei Danzig)

3. Jahrgang

Juni 1922

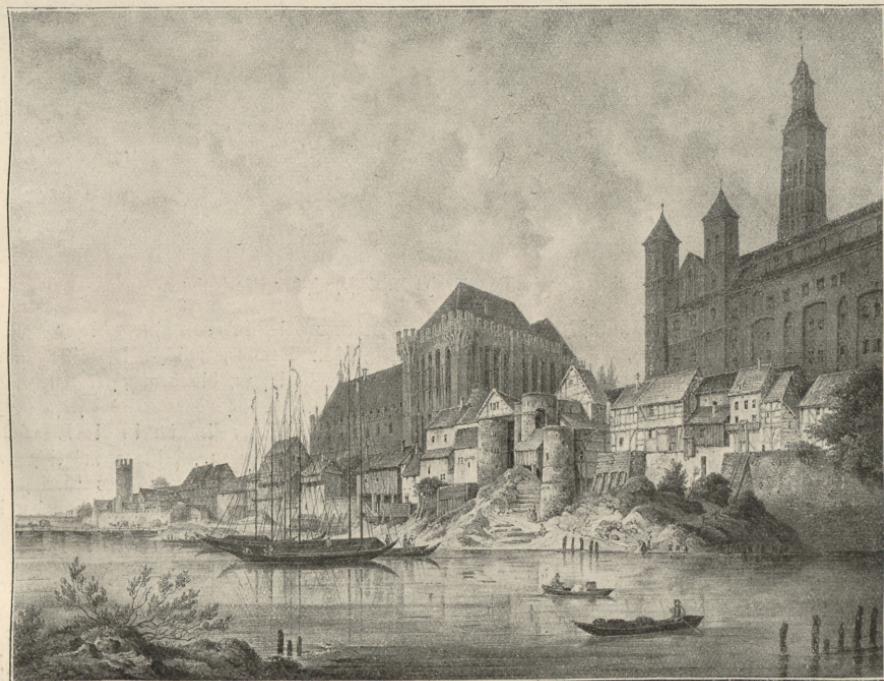
Nr. 3

Das Sterngewölbe des großen Marienburger Remters

Von Conrad Steinbrecht

Im 9. Heft des ersten Jahrgangs der Ostdeutschen Monatshefte hat Herr Provinzial-Konservator Bernhard Schmid über Marienburg als einem „alten Kulturmittelpunkt“ einen Aufsatz beigetragen. Marienburg verdankt diese hohe Bewertung seinen Bauten, aber nicht schlechthin den Backstein-Mauern und Türmen, — die

ragen auch anderwärts im Ordensland mächtig auf, — sondern dem Geist, welcher ihnen innewohnte, und den verliehen ihnen die Hochmeister, die hier wirkten und schafften für ihres deutschen Volkes Wohl und Ehre; denn erst wo hohes Streben die Menschen beseelt, da gedeiht die Tatkraft, da röhrt sich die Er-



Lithogr. von J. Tempeltei

Die Marienburg von der Nogatseite (um 1840)

Nach einem Gemälde von D. Duaglio

findungsgabe, da blüht die Kunst — das hebt die Kultur!

Es war die Zeit von 1309 bis 1410, da die Meister von Werner von Orselen an bis Conrad von Jungingen hier auf von Natur bevorzugten Boden, in dem Herzen des Ordenslandes herrschten und um sich fleißige, kunstbegabte Männer schaarten, deren Werke bis heut dauern und ihren Einfluß im Osten ausstrahlten. Werner von Orselen, dem Großkomtur und Besiedler der beiden Marienburg-

tums, das allzeit das Schwert zu führen wußte, und dabei die hehren Bauten erfonnen hat. Ihnen schreibt Geschichte und Sage die stolzaufragende Kirche von St. Annen und St. Marien zu und den weiten sterngewölbten Remter, in dem wir den Walhalla-Saal des altdeutschen Heldenums zu sehen haben, und der bis auf den heutigen Tag den Ruf eines unübertroffenen Kunstwerks der Raum- und Wölbkunst genießt. (Abb. 1.)

In diesen Bauten erkennt man die ganze



Abb. 1. Meisters großer Remter im Mittelschloß der Marienburg

ger Werder, Luther von Braunschweig, dem Großgebietiger im Oberland, — dem hochgeputzen Sänger, Erbauer von St. Annen und der Schloßkirche in Marienburg, — und dem Marschall und greisen Haudegen Dietrich von Altenburg, der wie die Nibelungen die Recken auf die Ostfahrt führte und wieder am Ehrentisch zu Marienburg versammelte: diesen Dreien wird in Wahrheit die erste Glanzzeit des Ordens verdankt! — Zwar folgten ihnen noch andere Größen, Winrich der herrliche, Conrad von Jungingen, der feinsinnige Kunstmäzen, doch der erstere ist fast zu sehr der kluge, kalte Staatsmann, und Conrad von Jungingen reicht schon an die Schwelle des tragischen Zusammensturzes heran: so bleiben denn die ersten drei die Vertreter des ruhmreichen Ordensritter-

Größe jener Zeit, und von einem dieser Bauten, dem großen Remter, möchte ich eine Merkwürdigkeit berichten, die beobachtet wurde, als letztens, gelegentlich der Wiederherstellungsarbeiten ein tieferer Einblick in die Werkstätte des sonst unbekannten Meisters möglich war, welcher einst der Erbauer des berühmten Raumes und seines Sternengewölbes gewesen ist.

Das führt uns mitten in die Geschichte der Entstehung der Sternengewölbe.

Wir können uns ja das Wesen der Sternengewölbe aus den technischen Eigenheiten des Backsteinbaues erklären, aber die letzte Entstehung des Triumphes dieser Wölbart hier im großen Remter fordert bis ins einzelne unsere Aufmerksamkeit heraus.

So lange man in Haustein baut, wo die

Rippen, welche die Kappen tragen sollen, aus Blöcken gemeißelt werden müssen, bleibt es um dieser umständlichen Steinmechanarbeit willen beim einfachen, schweren Kreuzgewölbe. Erst bei Backsteinerwendung mauert man die Rippen aus möglichst kleinen schnell trocknenden geformten Scheiben auf. Das führt zu schmalen Rippen und weiterhin zur engen Bündelung derselben und zu den schmalen Abständen dazwischen, die sich nun auch, ohne Einfädelung, — freiändig, — überwölben ließen. So ergeben sich große Vorteile aus der Anwendung der Sternengewölbe. Nur bei der Herstellung der Anfänger blieben besondere Schwierigkeiten bestehen. Diese Anfänger mußten wegen des Drucks, den sie auszuhalten hatten, meist ist es harter Kalkstein, — gemeißelt werden. Zur Not verwendete man anfangs auch Ziegel. Das

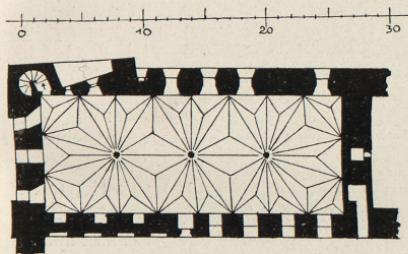


Abb. 2. Grundriß des Kapitelsaals im Hochschloß

brachte aber die Umständlichkeiten der Steinmechanarbeiten in trockenem Ton mit sich und lieferte nur geringere Druckfestigkeit.

Endlich die Hauptsache: die Grundgestalt des zu überwölbenden Raumes!

Die Remter und Kapellen in den Ordensschlössern bestanden zumeist aus quadratischen oder oblongen Räumen von durchschnittlich acht Meter Breite, wie es von den Dachspannungen abhängig war; meist einschiffig, höchstens zweischiffig. Es herrscht eine gewisse Einformigkeit vor in dem Sternengewölbbau der Schlösser. Eine Abwechselung macht sich erst in Marienburg geltend. Nachdem man sich dort anfangs mit der Hausteintechnik und schweren Gewölben geplagt hatte, entstand, auch noch in Hausteintechnik in Ton als eins der ersten Sternengewölbe der Kapitelsaal im Hochschloß um 1320. Der Saal war ein Oblong von 25:9 Metern. Auf den Langseiten waren 7 Gewölbeansänger angeordnet, auf den schmalen Seiten deren 2, dabei aber nur 3 Mittelstützen. Das ergab ein sehr mannigfaltiges schön geführtes Sternge-

wölbe. Der gute Anblick zusammen mit einer sehr sorgfältigen Ausführung läßt vermuten, daß wir es mit einer ursprünglichen Erfindung und einem sehr geschickten Meister zu tun haben. (Abb. 2.) S. Zentralbl. d. Bauw. 1885.

Kurze Zeit darauf stellte der Hochmeister Dietrich von Altenburg nun wahrscheinlich denselben Meister die Aufgabe zur Errichtung eines Remters für den Ehrentisch seiner Ostlandfahrer. Hierfür entnahm der Beauftragte erstmals die guten Erfahrungen des obigen Kapitelsaals im Hochschloß: ein Oblong mit 7 Gewölbeansängern auf den Langseiten und 2 auf den Schmalseiten und ebenfalls drei Mittelstützen; aber um etwas außergewöhnliches an Raumwirkung zu erreichen, wählte er 15 Meter Saalbreite statt der bisherigen 9 Meter. Er mußte einen auf 9 Meter angelegten Bau im

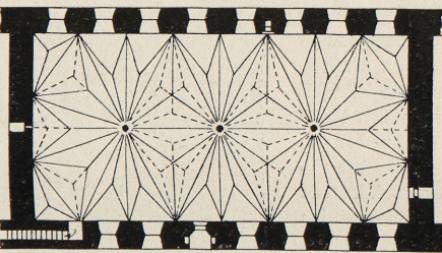


Abb. 3. Grundriß des Großen Remter im Mittelschloß

Weitflügel des Mittelschlosses nachträglich auf 15 Meter verbreitern, das erkennen wir an den Grundmauern und an dem Riß, der sich auf der Linie der Verbreiterung in ganzer Länge in Wänden und Gewölben des Bauwerks gebildet hat, der zu manchen Unzuträglichkeiten Anlaß gab, und gegen den erst bei der jetzigen Wiederinstandsetzung endgültig Abhülfe gelang. — Durch die neuen Grundabmessungen 15:30 Meter bzw. durch das Verhältnis von 1:2 der Breite zur Länge glaubte der Erbauer eine noch gefälligere Einteilung der Gewölbefelder und eine noch flüssigere Führung der Rippenlinien zu erzielen, als das schon beim Kapitelsaal erreicht war, wo man doch noch manche Unbequemlichkeit erlebte aus der ungleichen Rippenentwicklung, die man erst durch umständliche Verschiebung der Richtungslinien der Rippen überwand. (S. Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrg. 1885, S. 6 und 7.) Er täuschte sich aber: die neue Grundteilung des Gewölbes 15:30 Meter zog eine noch weit ungünstigere Erscheinung nach sich:

(Abb. 3) es kamen nämlich an gewissen Teilen des neuen Gewölbes neben engeren Kappensäulen noch einige mit weit größeren Breitbildungen zur Erscheinung, namentlich um die Mittelsäule. Dagegen mußte zu Gunsten einer gleichmäßigeren Einteilung der Flächen und Rippen und der gefälligeren Gesamterscheinung des Gewölbes etwas geschehen. — Der Baumeister half sich damit, daß er in den zu weiten leeren Kappen je einen füllenden, dreistrahligen, Rippenstern anordnete, und gleichsam Nebenschlußsteine oder

Rippensterne zweiter Ordnung einführte, wodurch zwar der Gewölbe-Plan etwas an Einfachheit und Klarheit gegen den Kapitelsaal verlor, dafür aber der Gesamtanschlag des Gewölbes die gleichmäßige Verteilung der Kappen und Rippenfächern, und damit jenes überraschende schöne Aussehen erhielt, das der Baumeister schon beim ersten Entwurf im Sinne hatte und das seitdem die schliefliche Schönheit des Raumes ausmacht. —

Diesem Gang in den Überlegungen des genialen Baumeisters kamen wir kürzlich auf die Spur, als wir zur Ausbesserung des oben erwähnten alten Risses das Gewölbe bis auf die Anfänger vollständig von dem Putzüberzug befreien mußten: da kamen nämlich auch die aus Kalkstein gemeißelten 3 Schichten hohen Gewölbanfänger zum Vorschein, auf denen sich in Formziegeln oben die Rippenstrahlen fortgesetzt finden. Die oberste der 3 ausgeführten Kalksteintrommeln zeigt jedesmal die genaue Vorbereitung des Rippenbündels in der An-

ordnung, in welche das Saalgewölbe in der schlieflichen Bauausführung ausklingt, während die beiden unteren Kalksteintrommeln einem ersten Entwurf entsprechen, wie er aus einer Nachahmung des Kapitelsaal-Gewölbes entstand, also die Fortlassung der nachträglich zur Verbesserung des Gewölbezuges eingefügten dreistrahligen Rippensterne zeigt. Die unteren beiden Trommeln lassen also erkennen, wie sich der Baumeister in seinem ersten, dem Kapitelsaal nachgeahmten Entwurf geirrt, gleichsam vergallopiert hatte; die oberste Trommel zeigt die Erkennung des Fehlers und die schliefliche Vollkommenheit des Rippenzuges. Deutlich ist hier vom Stein abzulesen, wie und zu welchem Zeitpunkt der Irrtum erkannt und mitten im Gang der Arbeit die Verbesserung angebracht ist, nämlich zwischen der Herstellung der zweiten und dritten Anfängertrommel (Abb. 4).

Ebenso schnell und sicher, wie der Entschluß zu der Verbesserung

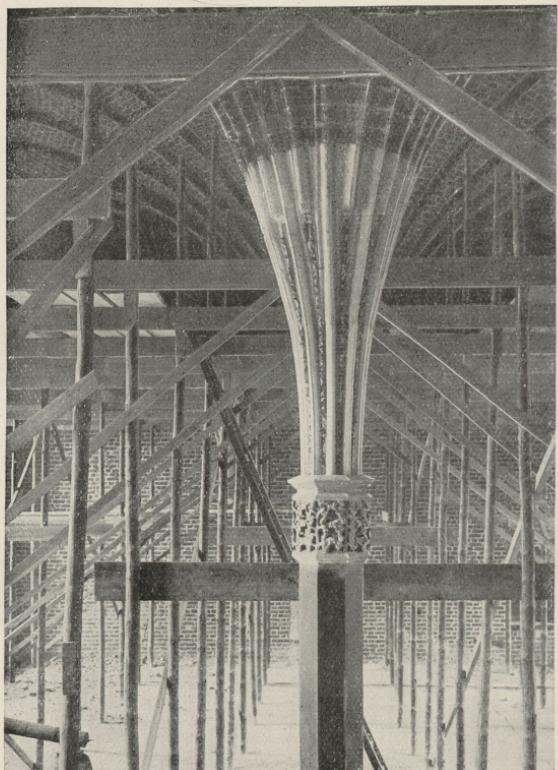


Abb. 4. Anfänger der Mittelstütze in Richtung des Kremlers

gesetzt wurde, eben so einfach ist auch das Mittel der Abhilfe ausgedacht. Zwischen dem Stützen-Kapitell und der Untersicht der obersten Trommel klappte beim Versetzen der Anfänger eine leere Rille unter der nachträglich hinzugefügten Rippe. Für jede dieser Rillen wurde ein zwei Zentimeter starkes Eisen nach Rippenrichtung zugebogen, unten und oben flach ausgeschmiedet und in die Verschlußfuge der Werksteine mit eingemauert; dann ist das Eisen der Länge nach grätenartig aufgehauen, und die gezackte Schiene mit einer Rippe, aus Graustuck modelliert, umkleidet worden (Abb. 4).

Die Sicherheit, mit der bei der Verbesserung vorgeangen ist, der Zeitpunkt, wie sie mitten in der Arbeit angebracht wurde, und die einfachen Mittel, die dazu ergriffen wurden, verdienen unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung: es steht mehr dahinter als eine geschickte Kleinigkeit. Es zeigt sich darin der Sinn des Erfinders, der noch während der Arbeit weiterlernt und nicht ruht, ehe er

das Vollkommenste seines Ideals gefunden hat. —

Der große Remter ist nicht entstanden aus einer mehr oder weniger langen Reihe der Übungen in dem Schematismus der Sternengewölbe, sondern ist das Ergebnis der scharfsinnigen, feinfühligen Überlegungen eines genialen Erfindergeistes: ist eine Meistertat, wie sie einer großen Zeit würdig ist.

Speise und Trank in Deutschordenshäusern um das Jahr 1400

Nach den Aemterbüchern und den Rechnungsbüchern des Ordens

Von Bernhard Schmid

Namenlisten, Aufzählungen, Rechnungsakten, — ein paar Worte, bei deren Klang der Beamte wie auch der außerhalb Stehende sich oft mit Schaudern abwendet, sie unterdrücken den hohen Flug einer phantasielosen Seele, und auch dem einfacher begabten Menschen erscheinen sie langweilig — und doch, wie nützlich sind sie. Wo bliebe dem Einzelnen die Aussicht über seinen mühsam erworbenen Besitz, wo bliebe der Milliardebesitz des Staates, wenn nicht ordnungsmäßige Verzeichnisse die Erhaltung und Verwertung des Bestandes erleichterten; sie sind untrennbar von der pflichtgemäßen Verantwortung, die jeder Amtmann haben muß. So dachten jedenfalls die Brüder vom Deutschen Hause St. Marien zu Jerusalem, als sie in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ihre Gewohnheiten schriftlich festlegten. „Wir sehen auch, daß alle die Amtleute, die mit dem großen Kapitel eingesetzt werden, jährlich ihr Amt aufgeben in dem Kapitel. Auch sollen die Landkomturen jährlich ein großes Kapitel ein Mal im Jahre abhalten und von ihren Untergebenen das Amt abnehmen, also daß ein jeglicher Amtmann mit Schrift aufgebe, wie er das Haus empfangen habe, und wie er es lasse, an Geldern und an Schulden.“

Hier finden wir die ersten Anfänge schriftlicher Amtsübergaben, und später wurden nicht nur die Bestände an barem Gelde, sondern auch alles bewegliche Gut gebucht. Das älteste noch erhaltene Verzeichnis dieser Art ist 1364 bei der Amtsübergabe der Komturei Althausen bei Kulm aufgestellt; eine Ausfertigung blieb bei der Ortsbehörde, die andere kam nach der Marienburg, wo sie in ein besonderes Buch

eingetragen wurde. Unter dem Hochmeister Conrad von Jungingen (1393—1407) wurde die Registratur der Marienburg Verwaltung geordnet. Es entstanden, planmäßig zusammenge stellt, das Handfestenbuch und das Zinsbuch des Hauses Marienburg, ferner das Treszlerbuch und das Konventsbuch für die Buchung der Einnahmen und Ausgaben. Ihnen reihten sich um 1400 die beiden Aemterbücher an, mit Abschriften aller seit 1364 erhaltenen Übergabeprotokolle der Ordensbeamten, in welche dann auch alle neu hinzukommenden Amts zettel nachgetragen wurden. Das Marienburg galt lediglich der umfangreichen Verwaltung dieses Gebietes, während das große Aemterbuch alle übrigen Komtureien und selbständigen Gebiete umfaßt. Die Amtsübergaben reichen in Westpreußen bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, in Ostpreußen bis zum Jahre 1524. Beide Bücher sind neuerdings mit Unterstützung des Vereins zur Herstellung und Aus schmückung der Marienburg durch Walther Ziesemer herausgegeben*), und damit ist uns ein Quellen material von unermesslichem Werte erschlossen. Zunächst sehen wir daraus, daß die Ordensritter nicht im Entferntesten an Turniere, Tjoste und dergl. dachten — nicht einmal das Wort kommt vor, — sondern daß sie als Verwaltungsbeamte in ernsthafter Arbeit mit der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Verwaltung ihres Gebiets beschäftigt waren. So hatte z. B. der Konvent Marienburg außer den Großgebietigern noch siebenzehn Beamte für einzelne Verwaltungszweige, den Hauskomtur, den Kellermeister, den Pferdemarschall, den

* Danzig 1916 und 1921.

Karwansherren, den Leiter des Viehamtes, Steinamtes, Kornamtes, Spitalamtes usw. Ähnlich ist es in den anderen Ordenshäusern. Nun ist zu berücksichtigen, daß der Orden damals in volliger Naturalwirtschaft lebte, also nicht wie wir es heute tun, seinen Bedarf vom Fabrikanten oder Kaufmann unmittelbar vor dem Verbrauch einkaufte, sondern alles, so weit irgend an- gängig, selbst erzeugte und auch die nur im Auslande er- hältlichen Wa- ren, wie Reis, Zucker und Mandeln, flan- drische Tüche oder Kupfer und Zinn durch ei- gene Handels- beauftragte im Großen ein- kaufte, speicher- te und dann selbst verarbei- tete oder ver- teilte. Dadurch bekommen wir tatsächlich ein Bild des gesam- ten Wirtschafts- lebens und der täglichen Lebensgewohn- heiten.

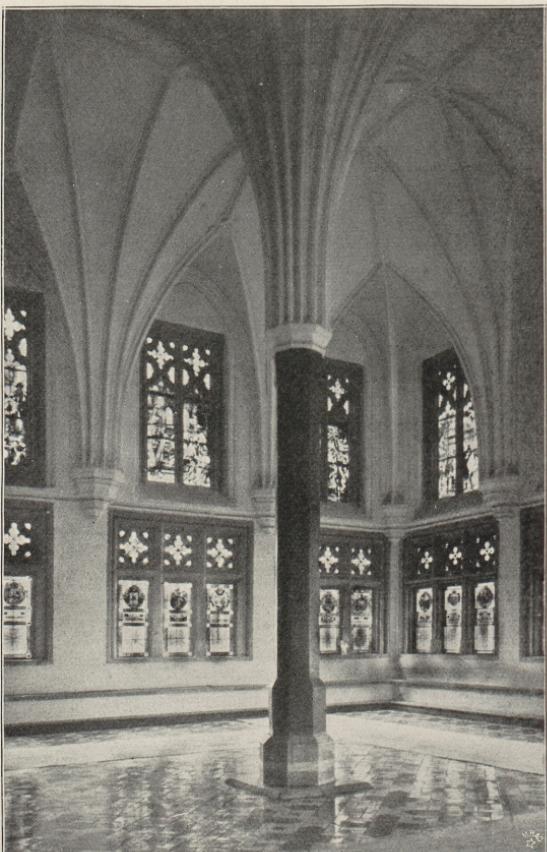
*

Zum Hause Marienburg gehörten noch das Ordenshaus Stuhm, sechs Werderhöfe in Leske, Lefewitz, Görken, Montau, Grebin und Bönhof sowie ein eigenes Viehamt. Hier standen um das Jahr 1387 etwa 759 Haupt Rindvieh, 1635 Pferde, rund 46 Schöck Schweine und 9000 Schafe. Es fällt hier die geringe Zahl des Rindviehes auf, obwohl Käse ein Hauptnahrungsmittel war; augenscheinlich wurden die Erzeugnisse der Milchwirtschaft teilweise von den Bauern gekauft. Die große Zahl von

Pferden dient, da der Orden wenig eigenen Ackerbau trieb, dem militärischen Bedürfnis.

Beachtenswert ist aber die intensive Schweine- zucht. Vor hundert Jahren hatte der ganze Marienburger Kreis nur 133 Schöck Schweine. Diese Zahlen erklären sich dadurch, daß zur Ordenszeit im Werder mehr Wald und mehr Weideland als heute war, und daß die Schweine damals größten- teils in Wald- mast standen und sich mit Ecken nährten, wie es 1413 in Montau aus- drücklich berich- tet wird.

Schweinefleisch, gepökelt oder geräuchert, war damals aber ein Hauptnah- rungsmittel. Noch auffallen- der ist die große Zahl der Schafe, wenn man da- gegen hält, daß 1820 im gesam- ten Kreise Ma- rienburg nur 3600 Schafe vor- handen waren. Hier lag offen- bar die Absicht vor, den Woll- bedarf im In- lande zu decken und nur die feineren Stoffe aus dem Aus- lande zu kaufen.



Meisters Sommer-Remter in Marienburg zum Empfang und zur festlichen Bewirtung von Gästen

Getreide wurde nur zum kleineren Teil im Eigenbau erzeugt, dagegen in größerem Um- fange angekauft. Der Orden trieb damals er- folgreich Getreidehandel, geriet dadurch aber zugleich in schwere politische Konflikte mit den Städten, die schließlich zu dem Abfall der Städte führten. Im Jahre 1392 lagerten in Osterode 300 Last Roggen, 60 Last Weizen und rund 7600 Scheffel Hafer, und im Jahre 1378

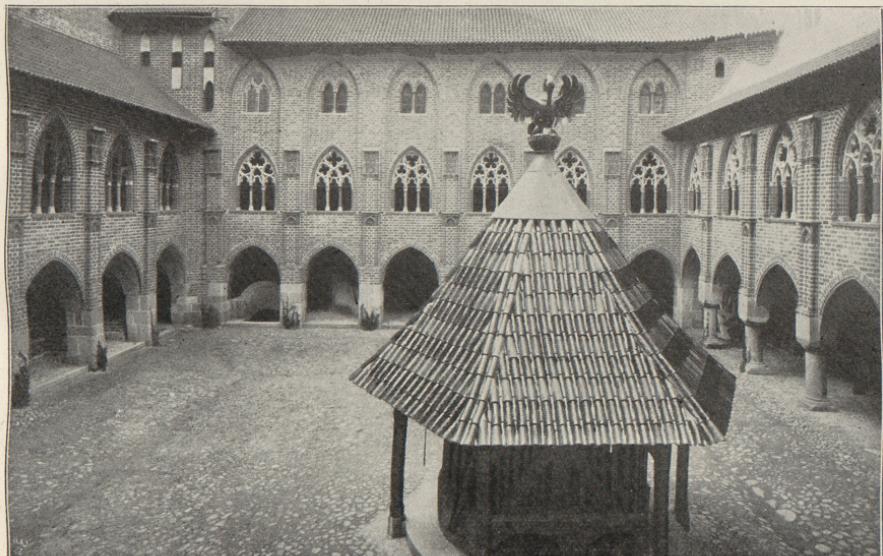
enthielten die Marienburger Speicher 2560 Last Roggen und 53 000 Scheffel Hafer.

Die Zusammensetzung des täglichen Speisezettels können wir ungefähr beurteilen, wenn wir die Bestände lesen, die Bruder Hans Buntschuh 1404 bei Uebernahme des Konvents-Küchenamtes vorfand.

an Fleisch: 22 Schöck Flicken^{*)}, 80 Flicken im Salze, ferner an trockenem Fleisch 26 Ochsen, außerdem hinreichend Bratwürste, Klauen und Backenschnicken;

an Fischen: 14 Schöck trockene Hechte, 7 Schöck Stockfische, 51 Tonnen Heringe aus Schonen

„Vögel“, unter denen wohl jagdbare Vögel, Stare, Wachteln oder Rebhühner zu verstehen sind. Im Frühjahr wurden viel Kälber, Lämmer und Schöpse verzehrt, in der Fastenzeit ein paar frische Lachse. Im Winter bildete das Trockenfleisch wohl den Hauptbestandteil der Mahlzeit und es wird einmal besonders erwähnt, als im Februar 1412 zur Bewirtung eines Herzogs von Bayern Hühner und „frisches Fleisch“ gekauft wurden. Unter den Küchenkräutern wurde die Petersilienwurzel bevorzugt. Recht erheblich war der Eierbedarf. Im Jahre 1415 wurden je 438½ Schöck Eier in des



Marienburg, Schloßhof mit Kreuzgang und Brunnen

und Bornholm, 23 Tonnen Dorsch und 5 Fässer Stör;

an Fetten: 3500 Käse, 8 Tonnen Butter, 10 Tonnen reines Schmalz und 5 Tonnen Öl;

an Kolonialwaren: 3 Tonnen Reis, 3 Tonnen Mandeln, 4 Körbe Feigen, 1 Korb Rosinen. An anderer Stelle lesen wir noch Ankäufe von Kubeben, Cardemom, Saffran, Annisconfect, Genuener Ingwer, Nügelschra und Kandy.

Das frische Fleisch finden wir naturgemäß nicht im Aemterbuch, sondern im Ausgabebuch, da es sofort verbraucht wurde. So wurden für den Convent Marienburg zum Peter Pauls-Tage 1411 ein halbes Schöck Hühner und neun Gänse gekauft, dann weiterhin vom Juli bis September Mengen von 10 bis 24 Schöck

Meisters Küche und die Conventsküche geliefert.

So war es im Ganzen eine abwechslungsreiche Speisekarte. Die Verwendung von Trockenware in diesem Umfange ist uns ungewohnt, war aber nötig, um die gleichmäßige Verpflegung größerer Menschenmassen sicher zu stellen, wie auch für die Verpflegung der Truppen auf ihren winterlichen Kriegsfahrten in dem unwirtlichen Samaiten.

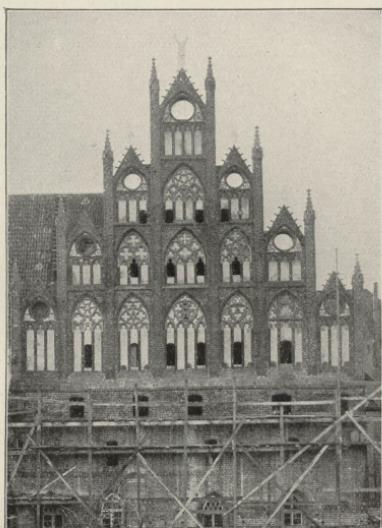
Das Hauptgetränk jener Zeit war das Bier, das in den verschiedensten Sorten eingebraut wurde, als Conventsbeer, Speisebier, Tafelbier, Märzenbier, Collacienbier, Malzbier, sodann gewürzt als Beifussbier, Salsebier und Lavendelbier. Auch vom Methen wurden mehrere Arten genannt: alter und ältester Meth, Convent-

^{*)} Wohl ganze Seiten mit Borderschäften und Schüter.

Mei^h und Wein-Meth. Jedes Ordenshaus hatte sein eigenes Brauhaus und Malzhaus und demgemäß große Vorräte an Malz und an dem in Preußen selbst gebauten Hopfen. So waren zu Liebenthal bei Marienburg in den feuchten Wiesen der alten Nogat einst umfangreiche Hopfenpflanzungen und die Grundmauern einer alten Hopfendarre kamen bei den Armierungsarbeiten 1914 wieder zum Vorschein. Einige Orte wie Danzig und Elbing führten ihre Biere auch aus, bis weit nach dem Osten und Süden, und ebenso waren das Bromberger Weißbier und das Wismarer Bier als guter Trunk geschäf^tt. 1435 hatte der Pfarrer von St. Johann zu Thorn außer dem Tafel- und Märzenbier noch je eine Tonne Danziger und Wismarer Bieres im Keller. Wein war nur in geringeren Mengen und keineswegs auf jedem Ordenshause vorhanden. Die minder ertragreichen Komtureien im Kummerlande und Pommerellen hatten nicht die Mittel zu Weinkäufen, und nach dem Jahre 1410 verschwindet der auswärtige Wein fast aus allen Ordenskellern: die Armut zwang dazu. Es wurde in erster Linie der im Lande selbst gebaute und gekelterte Wein getrunken, der Landwein, und für diesen läßt sich sogar in den Jahren nach 1410 eine Zunahme verzeichnen. Meistens handelt es sich wohl um den an Ort und Stelle gebauten, den wir in den Häusern des Kummerlandes, Pommerells, aber auch in Königsberg, Pr.-Holland, Osterode und zu Beberen im Dobriner Lande antreffen. Die Thornischen Weine und der Neuenburger scheinen besonders geschäf^tt gewesen zu sein, da sie auch nach anderen Ordenshäusern geliefert wurden, der Thornische nach Dirschau, Grebin und Osterode. Daneben wurden ausländische Weine bezogen, denn der Landwein wird ohne sehr starken Zuckerzusatz kaum genießbar gewesen sein; dasselbe gilt wohl auch vom Gubener Wein, den wir gelegentlich antreffen. Hauptsächlich wurden aber rheinische Weine bezogen, meist ohne besonderen Zusatz der Farbe; gelegentlich wird dann noch „wälzischer“ Wein, d. h. italienischer, oder Wein aus

Poitou genannt. Eigenartig ist es nun, daß diese Weine häufig nur im Komturskeller lagen, während der Konvent lediglich Biere hatte. Vielleicht ist dies darauf zurückzuführen, daß die Bewirtung auswärtiger Gäste in erster Linie dem Gebietiger zukam; solchen Besuch, auch in wichtigen politischen Angelegenheiten empfing man gern in stilleren Nebenburgen, abseits von dem Getriebe des Konventes, und daher mag es kommen, daß der Elbinger Komtur seinen Weinkeller in Pr. Holland hatte und der Christburger den seinigen in Pr. Mark.

Besondere Weinkenner müssen von jeher die Christburger Komture, die zugleich Oberste Trappiere waren, gewesen sein. Bereits 1382 hinterließ Conrad Zöllner von Rotenstein, als er Hochmeister wurde, 2 Fäß rheinischen Weines. Sein Nachfolger, Johann Marschalk von Vroburg, ließ 1385 eine Tonne welschen Wein, 2 Fäß Rotwein, 12 Fäß blanken Wein und 1 Fäß gesotteten Wein (Weinbrand?) zurück. 1390 war dieser Vorrat bis auf 3 Fäß Wein verbraucht, 1392 wurden schon wieder 15 Tonnen Landwein und 2 Fäß Kirschtrank (doch wohl auch gebrannter?), aufgeführt. Sieben Jahre später hinterließ Johann



C. Kuhnd phot. Nordgiebel des Mittelschlosses der Marienburg

von Beffart, der Sproß eines Trierer Stadtgeschlechtes: 2 Standen, d. h. stehende Fässer, Reinfal, wohl einen Wein aus Oberitalien oder Istrien, 1 Fäß Rheinwein, Wein aus Poitou, 8 Tonnen Landwein, 2 Fäß Kirschtrank und 1 Fäß Olantrwein, d. h. einen Wein, der mit einer jetzt unbekannten Pflanze (Oleander?) gewürzt war. Derartige Zusammenstellungen waren damals beliebt, gab es doch Olantrbier und Beifußbier.

Die Fässer waren verschieden groß, mindestens zwei bis drei Tonnen, in Pr. Mark lagerten aber zwei Fässer von je 14 Tonnen. Da die Tonne als Maßeinheit 92 Stoff enthielt, so waren es Fässer von nahezu 1500 Stoff, also recht ansehnliche Stücke.

In Marienburg wird ebenfalls von den Weinvorräten des Konventes wenig berichtet, während doch ansehnliche Bier- und Methvorräte

aufgezählt werden. Gelegentlich wird hier Konventswein und Alantwein genannt. Um so größer und reichhaltiger waren die Bestände in Meisters Keller, über die uns das Treßlerbuch von 1399 bis 1409 Auskunft gibt. Hier finden wir neben einfacheren Sorten Rheinwein, den der Komtur von Coblenz besorgte, Rotwein und Elsässer Wein, ungarischen und griechischen Wein, Reynfall (aus Rivoglio oder aus Rivoli) und Malvasier, endlich Romania, einen spanischen Wein. Beim Hochmeister, als dem Oberhaupt der Ordens- und Landesre-

wohl aus billigem Material bestanden und häufig erneuert wurden. Stellenweise waren wohl Irdene, innen glasierte Schüsseln im Gebrauch, von denen zahlreiche Scherben gefunden sind, häufiger aber hölzerne Schüsseln, die auf eine Unterlage, Breitholz genannt, gestellt wurden. Reste solcher Holzschüsseln wurden 1914 in Elbing gefunden*). — Für Marienburg wurden 1411 an 200 Schock, im nächsten Jahre 400 und 1413 gar 600 Schock Schüsseln gekauft, was nur bei einem so rasch abgenutzten Material, wie es Holz ist, zu erklären ist.

Das Wort Teller tritt 1435 zum ersten Male



G. Kuhnd, phot.

Konvents-Remter des Hochschlosses in Marienburg. Der Speisesaal des Ordens-Konventes

gierung, waren die Repräsentationspflichten besonders groß.

Über die Ausstattung der Tafel finden sich zahlreiche Aufzeichnungen. In jedem Konvents-hause wurden Tischtücher benutzt, so waren 1408 in Marienburg 150 Ellen Tischtuch und außerdem noch 8 Tischtücher vorhanden; vielfach werden viele lange Tischtücher für die großen Tische besonders unterschieden.

Als Stoff wird ein paar mal Drillisch genannt, sonst Leinwand. Gegessen wurde von Schüsseln, von denen 1398 in Marienburg 78 Schock vorhanden waren. Leider fehlen Angaben über den Stoff, und es ist auch auffallend, daß in vielen Ordenshäusern die Schüsseln für den täglichen Gebrauch nicht inventarisiert wurden, also

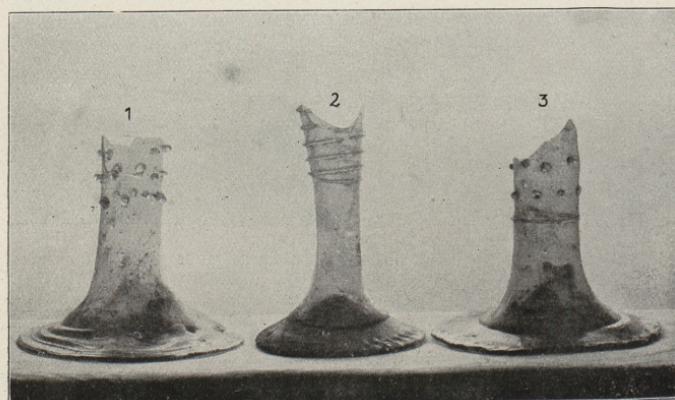
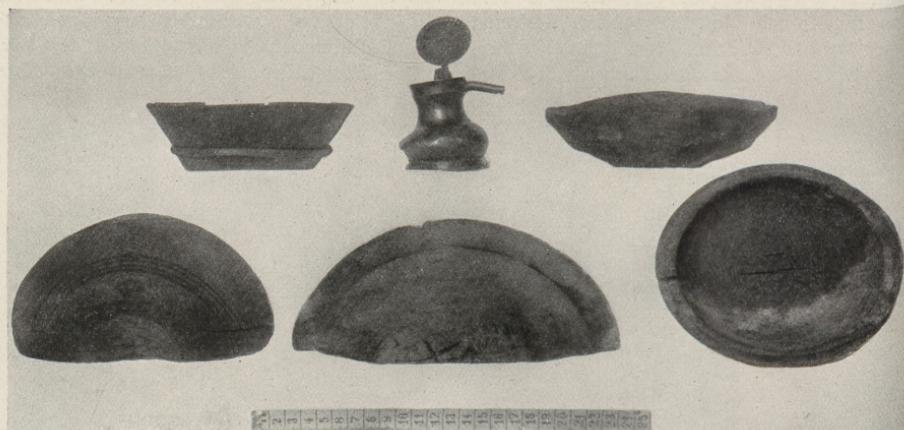
auf im Fischmeisterhof zu Scharfau, dann 1447 im Elendenhof zu Danzig und weiterhin um 1500 in zwei Ordensburgen; Teller waren also in der älteren Ordenszeit unbekannt. Als Stoff wird bei ihnen stets Zinn genannt, also ein immerhin kostbares Metall. Die häufig erwähnten Zinnschüsseln dienten wohl hauptsächlich zum Auftragen der Speisen. Das Essgerät wird nie genannt; in einer Marienburger Visitation von 1443 wird notiert, wie viel silberne Löffel jeder Konventsherr hat. Hier nach hat es den Anschein, als ob für die zweifellos vorhandenen Gabeln und für billigere Löffel jeder Einzelne aufzukommen hatte, nicht der Komtur, und daher persagen hierfür die Aemter-

* Siehe die Abbildung auf Seite 106.

bücher, wie auch das Ausgabebuch des Marienburgers Hauskonturs.

Wein und Bier wurden aus den Fässern abgezapft und in zinnerne oder stählerne Flaschen gefüllt, auch in Kannen von Zinn, Kupfer, Erz (= Bronze) oder gar Silber. Aus diesen Flaschen oder Kannen wurde dann eingeschenkt. Die Ausdrucksweise „Weinflasche“ findet sich

schließen, sehr selten getrunken, und hierfür benutzte man dann auch silberne Gefäße, die fast in jedem Ordenshause, aber in kleiner Zahl vorhanden waren; sie hießen Köpfe (nach ihrer runden Form), daneben wurden Becher gebraucht. Auffallend ist es, daß die silbernen Löffel, wenn überhaupt vorhanden, stets zum Kellerinventar gehörten; man hat wohl den



Zinnkännchen, hölzerne Schüsseln und Ehnäpfe, und Wein-gläser, gefunden 1914 beim Neubau des Warenhauses Löwenthal in Elbing

*

Nach dem Aufsatz: Keramische u. and. ordenszeitliche Funde in der Stadt Elbing ... von B. Görlitz, Mitt. des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft. u. Kunst zu Thorn. 25. Heft. 1917. Tafel IV und IX

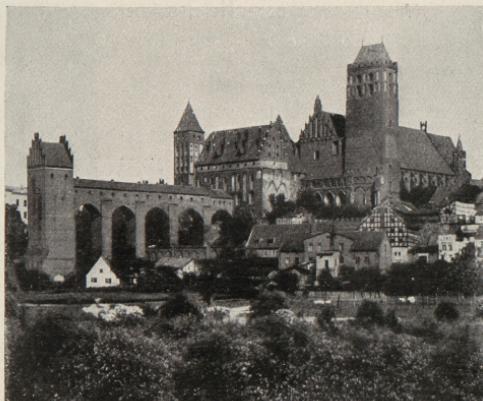
aber nur im kirchlichen Gebrauch, die weltlichen Gefäße heißen schlechthin Flaschen. Die eigentlichen Trinkgefäße wurden fast nie inventarisiert, also ein Anzeichen, daß sie minder wertvoll waren, gleich den Schüsseln, und in der Mehrzahl aus Holz bestanden, dessen Verwendung sich in den Lichtenhainer Kannen bis heute erhalten hat. Sie hießen Becher und wurden von besonderen Handwerkern, den Becherern, angefertigt, von denen noch heute die Bechergasse in Marienburg ihren Namen trägt. Wein wurde, nach den geringen Vorräten zu

Landwein vor dem Gebrauche noch stark gejüht! Etwas ganz Besonderes, anderswo nicht vorkommendes, ist die große Zahl an künstlerisch reichgeschmückten Trinkgefäßen im Marshall-Amt zu Königsberg. Nur in dem Besitz des Hochmeisters muß nach den Rechnungen im Treuhänderbuch etwas Ähnliches gewesen sein. Hier offenbart sich der hohe Kunstsinn jener Zeit, und an der Tafel der beiden ersten Ordensbeamten war es auch weniger ein Zugus, als wie eine Schatzansammlung für die Zeit der

Not, die dann 1410 auch in unerbittlicher Härte über den Orden hereinbrach.

Die ersten Trinkgläser — 8 Schenk Konventsgläser und 2 Schenk Schenkgläser — finden wir 1391 im Danziger Konvente, doch wurden sie bei der nächsten Amtsübergabe 1396 nicht mehr genannt, sind also wohl bald im Gebrauch zerschlagen. 1421 und 1430 werden kleinere Mengen in zwei Häusern des

Kulmer Landes erwähnt, aber auch dieser Versuch hat sich nicht bewährt, jedenfalls sind sonst nirgends Gläser für den täglichen Bedarf genannt; die Anschaffung war für die meisten Konvente, zumal im 15. Jahrhundert, unerschwinglich. Nur in Marienburg haben nachweisbar seit 1411, vielleicht auch schon früher, der Meister und der Konvent Gläser benutzt. Bruchstücke solcher Konventsgläser sind in Marienburg und Elbing mehrfach gefunden; es sind hohe, nahezu zylindrische



Dom und Kapitelschloß zu Marienwerder
Südwest-Ansicht

Becher mit breitem Fuße, verziert mit kleinen Buckeln.

Damit mag unsere Wanderung durch Küche und Keller der Ordenshäuser ein Ende haben. Aus der Fülle des Stoffes sind nur ein paar Beispiele herausgegriffen, und ähnliches könnte man für die Bekleidung und Bewaffnung, für das Bauwesen, oder die Kirchenausstattung zusammenstellen.

Macht man den Versuch, sich in diese

trockenen Zahlen hineinzulesen, so gewinnen sie allmählich Leben, die Gestalten der Ordensbrüder erscheinen vor unserem geistigen Auge, und wir lernen es, sie als Menschen zu beurteilen; die Einbildungskraft des Lesers wird zu eigenem Schaffen angeregt, und es wird uns möglich, die stillen Räume der Marienburg zu beleben und ihre Bedeutung zu verstehen. Das ist der Gewinn, den uns die Herausgabe des Amtier- und Ausgabebuches gebracht hat.

Ein Handbuch der Deutschordenskunst^{*)}

Von Herbert Saekel

Es ist kaum je so viel bei so unbefriedigendem Gesamtergebnis über Kunst und Künstler geschrieben worden wie in diesen Tagen. Berge von kunstphilosophischen und kunstgeschichtlichen Werken, von Monographien über einzelne Schulen, Kunstsäten und Künstler, von Künstlermemoiren und -biographien, Bilderbänden mit mehr oder minder überflüssigen Einleitungen, kunstpolitischen Streitschriften usw. türmen sich jahraus,

jahrein auf des Kritikers Tisch — und kaum zwei oder drei Werke im Jahr sind es zumeist, die der Kritiker als erwünschte Bereicherung der ersten Kunstsäliteratur, als zuverlässig und eigenwertig bezeichnen kann. Es darf freilich nicht übersehen werden, daß es sehr schwer ist, über die klassischen

^{*)} Deutsche Malerei und Plastik von 1350 bis 1450. Neue Beiträge zu ihrer Kenntnis aus dem ehemaligen Deutschordensgebiet. Von Dr. Hermann Gremberg. Verlag Kurt Schröder, Bonn-Leipzig, 1920.



Marienburg, Hochschloß
Teil der Goldenen Pforte



Marienburg, Hochschloß
Teil der Goldenen Pforte



Marienburg, Hochschloß
Innere der Schloßkirche, Nordseite

de des Interesses), kann notgedrungen im allgemeinen nicht mehr sein als eklektische Phrasé. Deshalb handeln auch die wenigen bedeutenden Neuerheinungen der letzten Jahre fast alle von abseits liegenden oder aus anderen Gründen schwerer zugänglichen Gebieten oder Epochen, die bislang nur wenig Beachtung gefunden haben. Unverkennbar liegt hier: in der Erforschung der primitiven (frühchristliche und Bauernmalerei, frührussische Kunst usw.) und exotischen (Aegypten, Indien, Java, Ostasien) Kunst sowie in der Berichtigung der Ansichten über einige bisher etwas verkannte Epochen (Barock z. B.) noch für lange Zeit die Hauptaufgabe der Kunsthistorie. Besonders wichtig wird vor allem die Erforschung der bisher sehr vernachlässigten mittelalterlichen Kunst Norddeutschlands und der Ostseeländer sein, über die selbst Dehio sonst so zuverlässiges Handbuch nur lückenhafte und bisweilen auch irrige Angaben enthält. Was einen freilich nicht mehr Wunder nimmt, wenn man bei Ehrenberg liest, daß selbst das amtliche Inventarisationswerk für das ehemalige Deutschordensgebiet zumeist recht unzulänglich sei. — Es gab über die mit-

Epochen der Kunst in den Hauptbezirken des europäischen Kulturbereichs heute noch viel Neues zu sagen — was heute noch über sie geschrieben wird (und noch immer stehen sie bei Schreibenden wie Lesenden im Vordergrund)

telalterliche Kunst in diesem Bereich bisher fast nur Einzeluntersuchungen, in zwar nicht geringer Zahl, aber von sehr ungleichem Wert und oft recht geringer Zuverlässigkeit, und erst die letzten Jahre brachten uns einige Werke, die ein

großes und klares Gesamtbild der Dinge geben. Muchs „Norddeutsche Backsteingotik“ und „Norddeutsche gotische Plastik“ und Heises ausgezeichnete „Norddeutsche Malerei“ sind hier vor allem zu nennen. Ihnen reiht sich jetzt als wertvolle und würdige Ergänzung das letzte Werk Hermann Ehrenbergs †, der sich als vorzüglicher Kenner der ostdeutschen Kulturgeschichte schon durch zahlreiche Einzeluntersuchungen erwiesen hatte.

Wenn ich dies Werk, in dem Ehrenberg die Ergebnisse eines Jahrzehntelangen Studiums der Kunstdenkmäler Ost- und Westpreußens zusammenfaßte, als „Handbuch der Deutschordenskunst“ bezeichne, so ist das natürlich in zweischem Betracht ungenau: einmal berücksichtigt das Buch nicht das gesamte Ordensgebiet, zu dem doch auch die baltischen Provinzen und ein nicht geringer Besitz in Süddeutschland, Siebenbürgen, Italien, Griechenland und Kleinasien gehörten, und zum zweiten betrachtet es die künstlerische Entwicklung nur von 1350 bis 1450, während die Tätigkeit des Ordens doch vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert hineinreichte. Es waren aber bereits von der Mitte des 13. Jahr-



Marienburg, Hochschloß
Innere der Schloßkirche, Nordseite



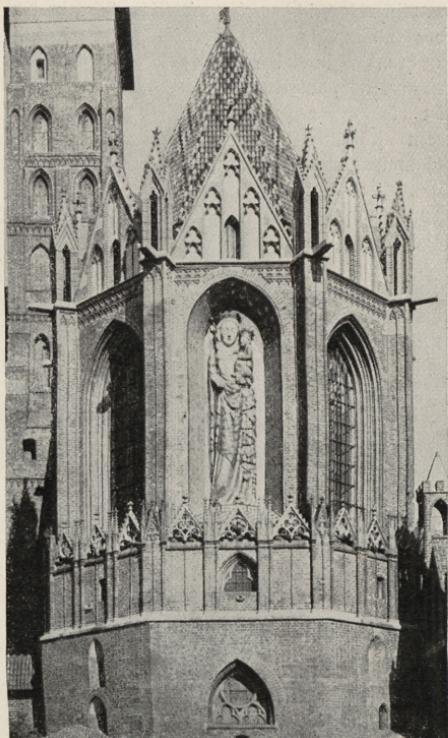
Marienburg, Hochschloß
Teil der Goldenen Pforte

hunderts an die heutigen Provinzen Ost- und Westpreußen so sehr Hauptbetätigungsfeld des Ordens, Kern seines Gebietes und Zentrum seiner Kulturarbeit, daß die anderen Ordensprovinzen daneben eine kaum noch beachtliche Rolle spielten *), und das Jahrhundert von 1350 bis 1450 etwa war ferner das weitaus wichtigste in der politischen wie kulturellen Geschichte des Ordens — was danach kam, war in dem einen wie anderen Betracht nur noch ein mattes Abbild der Vergangenheit, kein Leben aus eigener, eigenwertig Neues schaffender Kraft mehr. Eine kraftvolle Kultur eigenen Gepräges finden wir im Ordensgebiet nur in eben dem Jahrhundert, von dem Ehrenberg berichtet **), und deshalb darf man sein Werk getrost als „Handbuch der Deutschordenskunst“ bezeichnen.

Wäre es schon als solches von größter Wichtigkeit, da — trotz den verdienstlichen Arbeiten von Steinbrecht, Heuer, Heise u. a. — eine zusammenfassende Betrachtung von Architektur, Plastik und Malerei der Ordenszeit unter einheitlichem Gesichtspunkte bisher fehlte, so gewinnt es noch dadurch an Bedeutung, daß unsere Kenntnis der deutschen Kunst gerade in diesem wichtigen Jahrhundert (Übergang zur Renaissance!) trotz dem regen Interesse der letzten Zeit gerade für dieses Gebiet doch noch

*) Womit nicht gefragt sein soll, daß nicht auch in diesem Bereich des Kulturs- und Kunsthistorikers noch manche interessante Aufgabe harre. Wünschenswert wäre vor allem eine Ausdehnung der Studien Ehrenbergs auf das ehemalige Ordensgebiet im Baltikum.

**) Die Kulturlücke der Städte auch in späterer Zeit ist dem seine Milderung. Hier handelt es sich um Ordens-Kultur, die wir von der des Bürgertums im Ordensgebiet streng unterscheiden müssen.



Marienburg, Hochschloß. Östseite der Kirche

keineswegs befriedigend ist. Ferner macht es uns in der Tat, wie Ehrenberg ankündigt, mit

einer beträchtlichen Zahl von Gemälden und Skulpturen bekannt, die „unsere Kenntnis von der damaligen deutschen Kunst nicht unwesentlich erweitern“. Gestützt auf ein reiches historisches Material, das er in den einleitenden Kapiteln „Die internationales Grundlagen des Deutschordensstaates und seiner Kultur“, „Einführung fremder Kunstwerke nach Preußen“ und „Ur-

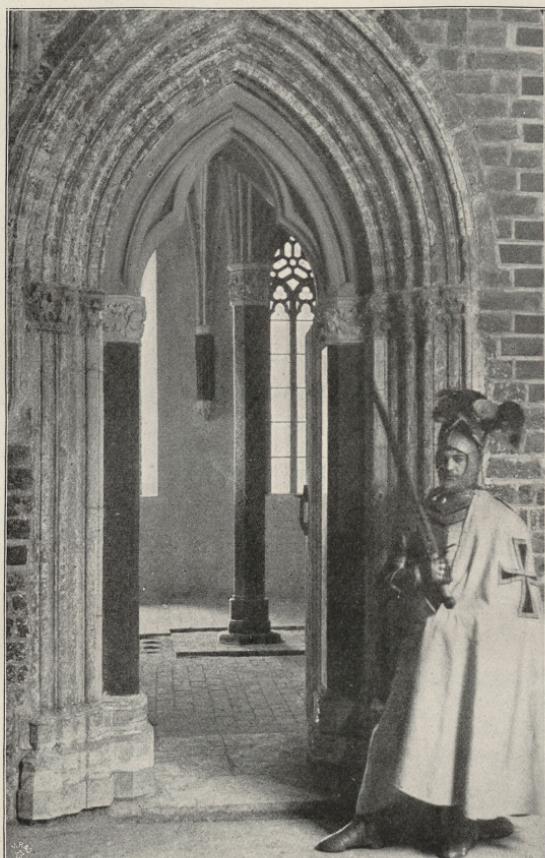


Marienburg, Hochschloß. Inneres der Schloßkirche, Südseite

kundliche Nachrichten über mittelalterliche, im Ordensland ansässige und tätige Künstler" vorlegt, ist es Ehrenberg in vielen Fällen gelungen, glaubhaft nachzuweisen, daß Kunstwerke aus dem Ordensgebiet die Brücke zwischen Erscheinungen bilden, deren stilistische Verwandtschaft irgendwelche Zusammenhänge zwischen ihnen trotz großer räumlicher Entfernung von einander annehmen ließ, ohne daß solche Zusammenhänge bisher als tatsächlich vorhanden gewesen hätten nachgewiesen werden können. In dieser Aufdeckung der Beziehungen zwischen der Kunst im Deutschordensgebiet und der italienisch-böhmischem sowie der nürnbergisch-fränkischen Schule auf der einen, der kölnisch-nieder-rheinischen Schule sowie den Lübecker und Hamburger Meistern (Meister Bertram, Meister Franke) auf der anderen Seite, in dem Nachweis auch mancher Beziehung zur islamischen Kunst, zu Westfalen, Holland, England und Skandinavien, und in den zahlreichen Material- und Literaturnachweisen hierzu wird für den Sachmann der Hauptwert des Buches liegen.

Dem Laien dagegen und vor allem jedem ostdeutschen Leser, der zu seiner Heimat ein inneres Verhältnis hat, wird besonders der vierte und Hauptteil des Buches: „Geschichtlicher Ueberblick über die künstlerische Entwicklung im Deutschordensgebiet und Würdigung der hier vorhandenen Werke der älteren

Malerei und Plastik“ Freude machen, der ihm in Wort und Bild (die 82 Abbildungen verdienen fast durchweg gelobt zu werden) eine erstaunliche Fülle von interessanten und vielfach auch sehr bedeutenden Kunstwerken aus seiner Heimat vorführt. (Ehrenberg sagt: „Diese Arbeiten . . . übertreffen der Zahl nach vielleicht sogar alles, was wir aus ganz Frankreich aus dieser Zeit bisher kannten“) Wenn auch an der ein wenig zu schematisch historischen und ikonographischen Methode in diesem Abschnitt manches auszusetzen ist*), so gebührt Ehrenberg doch großer Dank dafür, daß er uns in ihm eine große Zahl von Kunstwerken vorführt, von deren Existenz selbst viele ostdeutsche Kunstfreunde bislang nichts gewußt haben werden. (Mit berechtigtem Stolz weist Ehrenberg darauf hin, daß sie fast durchweg zum ersten Male von ihm an die Öffentlichkeit gebracht werden.) Und welche wundervollen Arbeiten sind darunter! Wie fein z. B. ist die temperament-



Marienburg, Tor mit Ordensritter

volle Bildgestaltung auf dem Flügelaltar in der Thoren Marienkirche, der zudem, weil er Zeugnisse zweier Entwicklungsstufen in sich vereint, kunst-

*) So scheint mir der gemeinsame und irgendwie doch ostdeutsche oder ordensmäßige Charakter, den fast alle diese Werke trotz ihrer Auseinandersetzung mit den fremden Vorbildern und trotz der Herauszierung fast nur auswärtiger Künstler zu ihrer Herstellung haben, zu wenig betont. Auch ein Eingehen auf die Frage, ob zwischen den inneren Wandlungen im Orden (Verweilung, Zusammenbruch, Restauration) und der künstlerischen Entwicklung (Wahl der Motive, Stil) Zusammenhänge bestehen, wäre wünschenswert und könnte die Betrachtung bedeutsam vertiefen.

schichtlich sehr interessant ist, wie anmutig die aristokratische Harmonie des Graudenzer Marienaltars in der Marienburg oder die des Totenschildes aus dem Frauenburger Dom! Dann die Marienstatue mit Christkind und das die Himmelfahrt der Maria Magdalena darstellende Relief aus der Johanniskirche zu Thorn, die Pietà von Neumarkt, die Löchstädtner Wandmalereien, die Apostelfiguren vom Kulmer Dom — welch eine Fülle von schönen Plastiken und Gemälden!

Gründete sich bislang der Ruf unserer Heimat in der Kunswelt vornehmlich auf ihre schönen Bauten (deren übrigens einige besonders charakteristische gleichfalls gewürdigt werden), so wird man fortan wissen, daß sie auch eine große Anzahl nicht minder interessanter Werke der Plastik und Malerei birgt Werke, in denen gleichfalls, wenn auch nicht so betont wie bei den Bauten, „fremde Motive und Anregungen einheitlich zu etwas Neuem verschmolzen“ sind und „wahrhaft Großes selbständig-schöpferisch geleistet“ ist.



Standbild Friedrichs des Großen vor dem Haupteingang der Marienburg

Alte Inschriften in der Marienburg

Von Walther Ziemer

Die Wiege des Deutschen Ordens ist Palästina. Dort hat er seine ersten Großtaten vollbracht und dort seine ersten Burgen auf felsigen Höhen

erbaut. Die Statuten des Ordens sind für syrisch-palästinische Verhältnisse zugeschnitten. Sie kamen in dieser Form nach Preußen.

Manche Worte, wie „Karwan“ — ursprünglich „Zug von Eseln“, dann „Wagengeschäft“, Haus zur Unterbringung von landwirtschaftlichen Geräten“ — und „Turkopel“ — berittene Bogenschützen, Ordensdiener — blieben in Preußen die ganze Ordenszeit in Gebrauch. Die Hauptburg des Ordens in Palästina war Montfort oder Starkenberg bei Accon, einer der

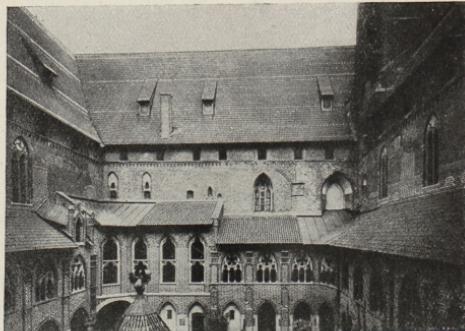


Marienburg, Hochschloß. Goldene Pforte

ersten festen Plätze bei der Besetzung des Kulmer Landes wurde der Starkenberg (an der Ossa) genannt. Auf die zahlreichen Berührungen der ältesten Ordensbauten in Preußen mit orientalischer Baukunst haben die Forscher seit Jahrzehnten hingewiesen. Das bunte Ziegelwerk an Portalen und Fenstern bei den

preußischen Ordensburgen geht nicht zurück auf die bunten Backsteinbauten Norddeutschlands, etwa Lübecks oder der Mark. Vielmehr ist es auf dem Boden Südtieliens und besonders Syriens heimisch und von dort durch den Orden nach dem Osten getragen worden.

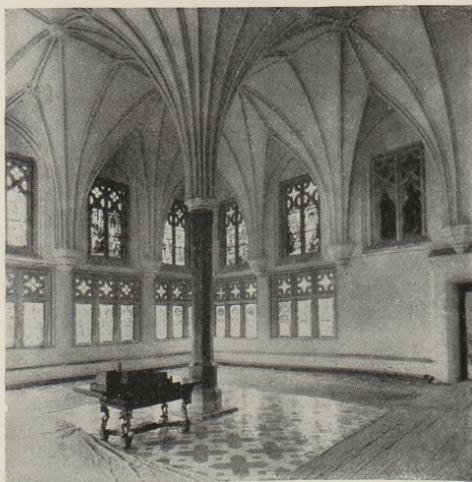
Gerade in den ältesten in Stein ausgeführten Ordensbauten finden wir Inschriftenfriese auf glasierten Ziegeln, in denen der einzelne Buchstabe wie der ganze Spruch zu ornamentarischem Schmuck verwendet wurde, — genau so, wie im Orient. Sie finden sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts im ganzen Abendlande nur bei den preußischen Ordensburgen in Thorn, Birselau, Brandenburg u. a. In Löchstedt (ca. 1260) lesen wir noch heute über dem Eingang zur Kirche: „Benedict si der name Ihesu Christi“ und über dem zum Speiseremter: „Mase ist zu allin dingin gut.“ Das Marienburger Hochschloß stammt etwa aus denselben Jahren wie die Burg Löchstedt. Wir können freilich den ursprünglichen Zustand der Kirche und der übrigen Räume aus den späteren Umbauten nur ungefähr erschließen. Es ist wahrscheinlich, daß auch hier Inschriftenfriese zum Schmuck



Marienburg, Hochschloß. Hof

angewendet worden sind. Heute erkennt man nur noch vom Hof des Hochschlosses aus auf dem nach Norden liegenden Flügel über den vermauerten hohen Spitzbogenfenstern der ursprünglichen Kirche einige Buchstaben, Reste lateinischer Bibelsprüche. Sie stammen zweifellos aus der Zeit des ursprünglichen Baues.

Einige Jahrzehnte später, nach der Übersiedlung des Hochmeisters in die Marienburg, wurde diese zur Hauptburg des Ordens umgebaut. Die Vorburg, erheblich vergrößert, wurde weiter nach Norden verlegt, auf dem bisherigen Platz der Vorburg ein gewaltiges Mittelschloß angelegt, und auch Kirche und Kapitelsaal wurden erweitert. Die Schlosskirche wurde unter dem Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—1341) durch einen Ausbau nach Osten hin vergrößert „in schöner zirde“, wie der Ordensdichter Nicolaus von Jeroschin sagte. Sie blieb während der Polenzeit in Gebrauch und wurde daher nicht so vernachlässigt wie die anderen Räume des Hochschlosses. In einer Höhe von etwa vier Metern zieht sich ein schmaler weißer Streifen die Wände entlang. Auf ihm standen Verse, die in großen schwarzen Buchstaben gemalt sind. Sie begannen auf der Nordseite, gingen um die gewölbte Ostseite und endeten auf der Südwand. Sie sind nur auf dem ersten Teil der Nordwand erhalten. In umständlicher, chronikalischer Art geben sie davon Nachricht, daß die Kirche am 1. Mai 1344 vollendet und,



Marienburg, Mittelschloß. Des Hochmeisters großer Refektorium

so darf man schließen, an diesem Tage eingeweiht worden ist:

vnſirs heren iare louſ
tusunt drihundirt was ezu houſ
dar uf vir und virczik iar,
ich gotis hus volbrach̄t ward gar,
also do der zwelf botin tag
Filipi vnd Jacobi gelag
ezu lobe got an — — —

Die Art, wie hier die Jahres- und Tagesangabe in Verse gebracht wird, erinnert stark an die Technik Jeroschins, der bei der Uebertragung einer lateinischen Ordenschronik in deutsche Verse (über 27 000!) oft Gelegenheit hatte, derartige Versdaten zu liefern.

Auch der neben der Kirche liegende Kapitelsaal trug in der Ordenszeit reichen Wandschmuck. Dieser hatte freilich während der Polenherrschaft arg gelitten. Im Jahre 1752 berichtet ein Reisender aus Elbing, von den Wandgemälden der Hochmeister sei wenig mehr zu erkennen gewesen. Spätere Umbauten brachten weitere Zerstörung. Bei den Wiederherstellungsarbeiten in den achtziger Jahren fand man unter der Tünche Ueberreste von Gemälden: Füße mit Kettenpanzer, Schildreste, Mantelfalten. Unter den Bildresten schimmerten auf der Ostwand des Saals schwarze Buchstaben durch, die in vier Zeilen untereinander geschrieben waren, darüber zeigte sich, stark verblaßt, eine weitere Zeile in roter Schrift! Man entzifferte in dieser Zeile die Namen einiger Hochmeister: Hermann von Salza, Conrad von Thüringen, Poppo von Österna, Anno von Sangerhausen. Die Wandgemälde, so konnte man aus der Reihenfolge schließen, enthielten Darstellungen aller Hochmeister seit der Gründung des Ordens. Nach der Zählung könnte die letzte der dargestellten Personen Urik von Jungingen sein: schmerzlich gedenkt man der Schlacht bei Tannenberg und des Niedergangs des Ordens. Nach der Technik der Wandgemälde scheinen sie in der Zeit kurz nach 1400, als der Orden in seiner reichsten

Blüte stand, gemalt zu sein. Aus derselben Zeit stammen dann auch die Verse, die leider nur auf der schmalen Ostwand und auch hier nur verstümmelt erhalten sind.

Meister Conrad landgraf von Döringen.

Demut und gotis vurchte
vil creſtlich an hm wurchte,
daz her diſer werlde guſt
verſmehte ſam geriſe luſt.

*

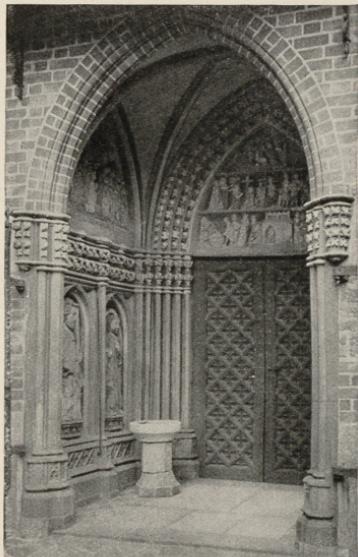
Meister Poppe von Östirna.

Wir muſen gotis hulſe han,
ſulle wir guſt iſt began,
wend wir an hn nicht vermoſen,
daz langer zeit wolle togen.

*

Meiſter

Anno von Sangirhusen.
Bitten wir got uns beſchern
vrunde die ſich turren wern.
des is nu vil groſlich not:
ir legen vil dirſlagen tot.



Marienburg, Hochſchloß
Südliche Vorhalle der Annenkapelle

ken. Es sind zwei Grabsteine in der Annenkapelle unter der Schloßkirche: ſie war als letzte Ruhestätte der Hochmeister gedacht. Der eine ist der Grabstein Dietrichs von Altenburg vom Jahre 1341. In großen Buchstaben trägt er die Inschrift:

Do vnſers heren XPI iar
was M dri C XLI gar,
do ſtarb der meiſter ſinerich
von Aldenbvr̄c bruder Ditrich.
Hie legin die meiſtere begraben:
der von Aldenbvr̄c hat angehaben. Amen.

Die Verse sind durch die Art, wie die Jahreszahl ausgedrückt ist und im Verse gelesen werden soll, merkwürdig; denn man darf, wenn

man nicht das Versmaß zerstören will, das M nicht als „tausend“, C nicht als „hundert“, XLI nicht als „einundvierzig“ lesen, sondern M als „em“, C als „ce“, XLI als „iz el i“. Es ist eine frische, kecke Art, sich aus einer Schwierigkeit herauszuhelfen. Ob wir Jeroschin das zumuten dürfen, sei dahingestellt.

Die Inschrift des zweiten Grabsteins ist offensichtlich eine Nachahmung der ersten, das ergibt sich grade aus der Art der Datierung:

[Do] onſjer hern jar was loſf
M [dri] CL dri I cvo hof,
begraben ward allhie di lich
des — — —

Die Jahreszahl wird freilich klar: 1353, es handelt sich demnach um den Grabstein des Hochmeisters Heinrich Dusemer. Aber die Verse sind holprich und matt.

* * *

Geistliche und weltliche Elemente in inniger Verbindung machen das Wesen des Ordens aus. Geistliche und weltliche Stoffe in engem Nebeneinander bilden die Ordensdichtung. So- gar in den geringfügigen Inschriften, die wir aus der Marienburg kennen, finden wir diesen Wesenskern wieder.

Die Wappen der Hochmeister des Deutschen Ordens

Von Eugen B. Janzen

Tausende und Abertausende aus allen deutschen Gauen, aber auch viele Ausländer, kennen den Prachtbau der unvergleichlichen Marienburg. Vielen unter ihnen ist wohl sogar nach Jahren noch seit ihrer Reise nach dort manche architektonische Einzelheit, z. B. der große Ritter, Meisters Gemach, die Annenkapelle, das hehre Marienbild in Mosaik in Erinnerung; vielleicht hat auch einmal einer von unter schweren Kämpfen erfolgtem Aufstiege, der Blüte und dem Verfall des Deutschen Ordens gehört oder gelesen, Näheres aber über Herkunft und Lebenszeit der ersten Beamten dieses geistlichen Ritterordens, — geschweige denn über die Wappen dieser Männer, ist wohl kaum in die breitere Öffentlichkeit gedrungen. Diese Lücke auszufüllen, will ich mit dieser Arbeit versuchen, muß jedoch von vornherein darauf hinweisen, daß die Literatur, — obwohl sehr umfangreich für allgemeine Ordensgeschichte, — für die Spezialrichtung „Familien geschichte der Hochmeister“ ziemlich dürstig ist oder erst aus vielen Einzelbemerkungen bei anderen Gelegenheiten des Ordens mühsam zusammengelegt werden muß. Bei der Kürze der Zeit war es mir nicht möglich, alle archivalischen Quellen für diesen Artikel zu erschöpfen*).

Besonders über die Wappen der Hochmeister

möglichst Richtiges bringen zu können, ist man erst durch die großartigen Publikationen des Wappenwerkes „Neuer Siebmacher“ in der Lage; ältere Schriftsteller enthalten viel Falsches oder Ungenaues, — weil meist nicht auf archivalischen oder kunstgeschichtlichen Forschungen beruhend. —

Was nun die Abstammung der Mitglieder des Deutschen Ordens (D.-O., Ritter- und zum Teil auch Laienbr.), anbetrifft, setzte er sich in der Mehrzahl aus Söhnen ritterlicher, vereinzelt auch patrizischer Geschlechter des westlichen und südwestlichen Deutschlands zusammen. Wir finden besonders stark bis etwa 1350 als Ordensbrüder Mitglieder von Dynasten, freier Ritter und auch vieler Ministerialengeschlechter der ganzen Rheinengegend (von Basel bis Wesel), dem Elsaß, Baden, Bayern, Württemberg, Hessen, Nassau, dann auch Westfalen, der sächsischen, anhaltischen und schwarzburgischen Landen vertreten, vereinzelt natürlich auch anderer Ggenden Deutschlands, verhältnismäßig nur wenig und erst von etwa 1400 ab Männer aus dem eingeborenen Adel Preußens, — eine wohl natürliche Erscheinung, da ja Preußen und weiter oben das Baltikum erst kolonisiert und germanisiert werden mußte.

Nachdem der in den Kreuzzügen vor Akkon in Syrien gegründete, in Jerusalem festigte und von Päpsten und Kaisern mit vielen Privilegien ausgestattete D.-O. seinen Wohnsitz nach dem Hause Akkon 1291 und dem siegreichen

* Herr Janzen ist gern bereit, Anfragen über diesen Aufsatz zu beantworten, evtl. auch andere Anfragen; da er als Vor sitzender der Gesellschaft für Wappen, Siegel und Familienstudie Danziger und westpreußischer Geschlechter mit dem Stoff vertraut ist.

Adresse: Danzig, Paradiesgasse 35 b (Siehe Mitarbeiter-Rundschau).

Vordringen des Islam, nach Venedig verlegt hatte, traten wohl auch sehr zahlreiche Mitglieder deutscher und fremdländischer Adliger, die besonders als Söldner deutscher Kaiser oder selbst italienischer Fürsten und Städte in Ober- und Mittelitalien gekämpft hatten, in die Dienste des D.-O., da ihnen ja Ruhm und Ehre durch die Bekehrung der Heiden und — Beute in den Küstengegenden des östlichen Baltenmeeres winkten; sie selbst aber oft als jüngere Söhne unbedeutender oder verarmter, vornehmer Adelsgeschlechter auf eigener Scholle wenig Aussicht auf Vorwärtskommen sahen. Auch fremde Fürsten mit ihrem Gefolge traten dauernd oder vorübergehend in die Reihen der D.-O.-Brüder, z. B. der englische Herzog von Derby, König Johann von Böhmen, Herzöge von Bayern und Österreich.

Ich gebe nun die Beschreibung der einzelnen Wappen, kann dabei aber natürlich nicht umgehen, einen ganz kurzen Lebensabriß jedes Hochmeisters (h.-M.) zu geben. Wer sich viel mit Heraldik und Siegelkunde beschäftigt hat, wird wissen, daß besonders die Wappen der älteren Geschlechter noch keineswegs „ein für allemal“ in Zeichnung und Farbengebung feststanden und etwa von allen Mitgliedern einer Familie im Laufe der Jahrhunderte oder selbst von Zeitgenossen immer gleich geführt wurden, — im Gegenteil war es üblich, die einzelnen Linien oder auch Einzglieder durch größere oder kleinere Änderungen am „Stammwappen“ zu unterscheiden. Gerade auch bei den uns hier interessierenden Hochmeisterwappen kann man zum Teil dieselbe Beobachtung machen.

1. Heinrich Walpot. (Walpott von Bassenheim), er entstammte einem uralten, wohl ursprünglich Mainzer Patriziergeflecht, das dann sich aber in viele Linien (z. B. von Bassenheim, v. Waltmannshausen, v. Pfaffendorf, v. Ulmen) ausbreitete und zum „Uradel“ der Mittelrhein- und Moselgegend gehörte. Heinrich W. war vom Könige von Jerusalem und geistlichen und weltlichen deutschen Fürsten 1198 am 5. März zu Akkon in Palästina zum ersten h.-M. des D.-O. gewählt worden. Er starb am 5. November 1200 in Akkon und soll am 24. November in der dortigen Kirche begraben sein.

Wappen: Schild: 8 (auch 12) saß rot und weiß geständert. Helmzier: weißer Schwan, dessen Flügel mit je einem Schildchen in den Farben des Stammwappens belegt sind. Hämdeke: rot und weiß.

2. Otto von Kerpen. Er stammt entweder aus der Herrschaft gleichen Namens mit Stadt und Schloß zwischen Köln und Düren im Herzogtum Jülich oder aus der Burg Kerpen bei Gillesheim in der Eifel resp. Moselgegend, jedenfalls sind die v. K. nahe verwandt mit den mächtigen Dynasten von Manderscheid.

Otto v. K. war als angeblich 80jähriger Mann zum h.-M. gewählt worden, starb 1209 wahrscheinlich zu Akkon, wo er wohl auch bestattet wurde.

Wappen: In weiß ein roter Zackenbalken von 5 Spalten, darüber ein blauer Turnierkragen mit 3 Läufen (lechterer fehlt auch manchmal). Helmzier: 2 weiße Adlerflügel, belegt mit dem roten Zackenbalken. Hämdeke: rot-weiß. Die v. Manderscheid haben dasselbe Wappen, aber roter Zackenbalken in gelb.

3. Heinrich, genannt Bart von Tunna. Er entstammte dem Geschlechte der Ministerialen des Landgrafen von Thüringen und Pfalz-Sachsen Hermann I., des Vaters des Hochmeisters Konrad v. Th. Er trat 1208 in Palästina in den D.-O. ein und schon 1209 wurde er dort zum h.-M. gewählt, er starb aber schon im Juni desselben Jahres und ist in Akkon begraben. Zu seiner Zeit erhielt der O. als „verbessertes“ Wappen ein goldenes (gelbes) Krückenkreuz auf das schwarze Kreuz als Gnadenbeweis aus dem Wappen des Königs von Jerusalem, da angeblich einige Ordensbrüder den Sohn des Königs bei einem Gefecht aus Todesgefahr gerettet hatten.

Wappen: in weiß 2 schwarze laufende Löwen über einander mit roten Zungen und r. Krallen. (In der Handschrift Nr. 34 der Danzig. St. Bibl. ist nur ein steigender Löwe gezeichnet). Helmzier: ein wachs. schwarzer Löwe; Hämdeke: schwarz und weiß.

4. Hermann von Salza. Entweder entstammte er dem alten, mächtigen Dynastengeschlechte, das sich auch in Arnstadt im Schwarzburgischen ausgebreitet hat und dort begütert war, oder dem Ministerialengeschlechte der Landgrafen von Thüringen. Wir finden 1209 Hermann von Salza als h.-M. in Palästina vor. Als besonderen Gnadenbeweis erhielt von Salza die Vergünstigung, auf O.-Schild und O.-Fahne den schwarzen Reichsadler im Herzschilde zu führen. Hermann v. S., 1238 in Syrien erkrankt, begab sich nach Salerno in Italien; er starb schon 1239 und wurde in der Kapelle des D.-O. zu Barletta in Apulien bestattet.

Wappen: In rot ein gelbes, gewundenes Widder- oder Siegenhorn (zuweilen auch rotes Horn in weiß); Helmzier: das gelbe Horn; Helmdecken: rot und gelb.

5. Konrad, Landgraf von Thüringen wurde als Sohn Hermann I., Landgrafen von Thüringen und Pfalzgrafen von Sachsen und der Sophia von Bayern 1206 oder 1207 geboren. Seine H.-M.-Wahl erfolgte 1240; bereits in demselben Jahre starb er in Rom. Seine Leiche wurde in der kurz vorher gegründeten hl. Elisabethkirche in Marburg beigesetzt.

Wappen: In blau ein von weiß und rot 6 oder 7 mal gebänderter (geteilter) gekrönter Löwe. Helmzier: 2 weiße Büffelhörner, bestückt mit je 4 oder 5 gelben Lindenblattzweigen. Helmdecken: rot und weiß.

6. Gerhard von Malberg. Stammsitz ist Malberg an der Kyll im Erzstift Trier. Er war ein Sohn des Grafen Theoderich von Are, nannte sich Malberg nach dem Besitztum, das seine Mutter Agnes als Heiratsgut in die Ehe gebracht hatte. 1240 in den D.-O. eingetreten, wurde er 1242 H.-M. 1249 wurde er seiner Ämter wegen Verfehlungen gegen die Statuten des O. enthoben. Er starb am 29. November (Jahr unbekannt).

Wappen: der v. Ahre. In weiß ein rotes Hirschgeweih, dazwischen ein gelber Schild mit 2 blauen Balken. Helmzier: rotes Hirschgeweih (zuweilen dahinter auch noch 2 weiße Adlerflügel). Helmdecken: rot und weiß. Nach dem von mir bearbeiteten „Trierer Geschlechterbuch“. (hier nicht abgebildet)

7. Heinrich von Hohenlohe entstammte dem uradligen Geschlechte, dessen Burg „Hohenloch“ bei Uffenstein, nördlich Rottenburg ob der Tauber lag. Er trat nach einer Pilgerfahrt nach Palästina zwischen 1220—1222 in den D.-O. ein. 1232 ist er Komtur in deutschen und welschen Landen, 1242 dankte er aus unbekannten Gründen ab; erwähnt wird er allerdings noch als Meister 1249. Er starb 1250.

Wappen: In weiß 2 schwarze, laufende Löwen oder Panther übereinander. Helmzier: ein von weiß und schwarz gespaltener Brackenrumpf mit roter Zunge. Helmdecken: schwarz und weiß. Einige nähere Notizen gebe ich noch bei dem H.-M. Gottfried v. H.

8. Günther von Wüllersleben aus einem hessisch-thüringer Ministerialen-Geschlecht, das der Benediktiner-Abtei Hersfeld (bei Fulda)

zu Lehen ging. Er wurde im Herbst 1250 zum H.-M. gewählt und starb 1252; seine Grabstätte ist unbekannt.

Wappen: Querbalken, oben von 2, unten von einer Rose begleitet. Helmzier, -Decken und Farben unbekannt; im 15. Jahrhundert ausgestorben. (Von mir hier nicht gezeichnet.)

9. Poppo von Österna. Das Geschlecht gehörte zum nordgauischen Adel; sein Stammsitz Östernohe lag bei Lauf, nordöstlich von Nürnberg. Es wird schon 1199 in Urkunden des Klosters Enzdorf erwähnt. 1219 trat Poppo in den D.-O. ein, Ende 1252 oder Anfang 1253 wurde er zum H.-M. gewählt, aber 1256 dankte er in Rom ab. Er starb am 6. November desselben Jahres angeblich auf einer Reise in Breslau.

Wappen: geteilt, oben von rot und gelb gespalten, unten blau. Helmzier: (nach dem Bassenheimer handschriftlichen Wappenbuch und „Neuen Siebmacher“) ein in den Schildfarben rot-gelb-blau gehaltener Gups (altertümlicher Hut), bestückt mit einem weißen Hahnenfederbüschel.

10. Anno von Sangerhausen entstammt dem Uradel Sachsen. Stammsitz und Ort gleichen Namens liegen zwischen Halle und Nordhausen. Das Geschlecht blühte viele Jahrhunderte hindurch in seiner Heimat; ein Zweig ließ sich Anfang des 17. Jahrhunderts in Preußen nieder. Wann Anno v. S. D.-O.-Bruder wurde, ist unbekannt. 1256 nach Rom berufen, wurde er dort nach der Abdankung seines Vorgängers zum H.-M. gewählt. Auf einer Reise in Deutschland starb er 1273; er wurde im Dom zu Trier oder Marburg bestattet.

Wappen: in rot 3 (2:1) steigende, gelbe Löwen (zuweilen auch übereinander, wie im Wappen der Herzöge von Braunschweig, laufend). Helmzier: ein gelbes und ein rotes Hirschgeweih von 5 Enden. Helmdecken: rot und gelb.

11. Hartmann von Heldrungen. Vornehmes Dynastengeschlecht, welches sich nach dem Orte Heldrungen bei Ederberga, nahe Naumburg a. S., nannte; Vasallen der Landgrafen von Thüringen, häufig erwähnt in Urkunden des Klosters Walkenried am Südharz; auch in Badra hatte es Besitzungen. Ist im 15. Jahrhundert ausgestorben. 1273 wurde Hartmann von Heldrungen zum H.-M. gewählt. Er starb 1282 entweder in Akkon oder Venedig, und wurde in der Kapelle des D.-O. zu Mergentheim bestattet.



HEINRICH WALPOT
V. BASSENHEIM.



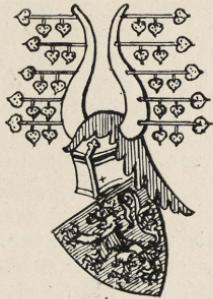
OTTO
V. KERPEN.



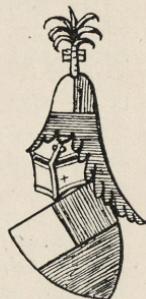
HERMANN
BART.



HERMANN
V. SALZA.



CONRAD, LANDGRAF
V. THURINGEN.



POPO
V. STERNA. HANNO
V. SANGERHUSSEN.



HARTMANN, GRAF
V. HELDRUNGEN.



BURKART
V. SCHWANDEN.



CONRAD
V. FECHTWANGEN.



GOTTFRIED, GRAF
V. HOHENLOHE.



SIEGFRIED
V. FECHTWANGEN.

Wappen: In blau (zuweilen schwarz) ein gelber Löwe von einem rot-weiß geschachten Balken schräg rechts überzogen. Helmzier: gekrönt, darüber ein gelber gekrönter Löwe, bestickt mit einer weißen, roten und gelben Straußfeder. Die Familie wird auch in Urkunden als edelfrei, mitunter als gräflich bezeichnet.

12. Burchard von Schwanden (von Schwenden). Dieses Schloß gl. Namens im Kanton Bern im Amtsbezirk Aarberg dürfte kaum der Stammsitz unseres H.-M. gewesen sein, — da mehrere Wappensiegel, 3 schrägrechts übereinandergestellte Sterne, Helm: Schwan oder Schwanenhals, — die Unwahrheitlichkeit beweisen. Nach O. Schreibers Dissertation soll Burchard v. S. Sohn des Berner Bürgers Rudolf v. S. gewesen und um 1245 geboren sein. Es gab aber noch im Kanton Glarus ein zweites Geschlecht v. Schwanden, das früh von seiner Scholle vertrieben ins südliche Württemberg einwanderte, später verarmte und wohl im 15. Jahrhundert erloschen ist. Zu damaliger Zeit sind mehrere mit Vornamen Burchard in geistlichen Ritterorden; einer davon war vorher erst Johanniter-Ritter, trat dann zum D.-O. über; ob er identisch mit dem späteren H.-M. ist, sei vorläufig unentschieden. Zwischen 1268 und 1270 soll der spätere H.-M. in den D.-O. eingetreten sein. Auf einem Ordenskapitel zu Akkon, etwa 1268, wurde Burchard v. S. zum H.-M. gewählt. Er starb wahrscheinlich 1309 oder 1310. Ort des Todes und seine Grabstätte sind nicht genau bekannt, angeblich auf Rhodos.

Wappen: In weiß oder gelb eine rote Leiter, die bald aufrecht, bald schrägrechts stehend, dargestellt wird, mit 2 bis 5 Sprossen, zuweilen konvexe, zuweilen konvexe Leiterbäume (sog. Schrotleiter, auch Feuerleiter mit oberen Hakenenden) hat. Helmzier: eine Kugel oder Scheibe, geteilt und oben weiß, unten von gelb und rot gespalten; die Kugel ist dann noch mit 3 kleinen Straußfedern bestickt. Helmdecken: rot und weiß (gelb).

13. Konrad von Feuchtwangen. Dieses Geschlecht entstammt Bayerns Gefilden, nannte sich nach seinem Hauptsitz beim Städtchen gleichen Namens zwischen Ansbach und Crailsheim in Mittelfranken. Obwohl an sich ein kleines, sonst unbedeutendes Adelsgeschlecht, hat es doch dem D.-O. zwei hervorragende H.-M. gegeben; es erlosch schon frühzeitig. 1291 war Akkon von den Sarazenen erobert worden; wohl

damals wurde Konrad v. S. zum H.-M. gewählt, und zwar wahrscheinlich in Venedig. Er erkrankte auf einer Reise nach Deutschland und starb 1296 in Prag, wurde dann im nahegelegenen D.-O.-Hause zu Dragowitz (heute Dragowitzen bei Tupadl im Kreis Tzlaslau) in Böhmen beigesetzt. (Nach anderer Quelle zu Trebnitz in Schlesien.)

Wappen: gespalten, hinten in rot 2 gelbe abwärts gerichtete Zinnenbalken, vorn in weiß (oder gelb) ein halber schwarzer Adler. Helmzier: unbekannt. Helmdecken: rot-gelb oder schwarz und weiß.

14. Gottfried von Hohenlohe. Er war der Enkel von Gottfried v. H. (1219–1254), einem Bruder des H.-M. Heinrich v. H. (1244 bis 1250) — (siehe oben!). Mit 14 Jahren, 1280 trat Gottfried v. H. in den D.-O.; 1294 wurde er zum Meister in deutschen und welschen Landen ernannt. Am 3. Mai 1297 wurde er auf dem Kapitel in Venedig zum H.-M. gewählt. Er starb 1310 und fand seine letzte Ruhestätte in der Elisabethkirche in Marburg.

Wappen: schon bei H.-M. Nr. 7 angegeben. Im Wappenbuche von Virgil Solis findet sich als Helmzier ein weißer Adler mit erhobenen Flügeln.

15. Siegfried von Feuchtwangen, sicherlich nahe dem H.-M. Nr. 13 verwandt, urkundlich aber nicht beweisbar. Am 16. November 1298 war er schon in leitender Stellung als Meister in deutschen und welschen Landen, 1299 Komtur in Wien. Auf demselben Kapitel zu Elbing 1303 wurde er zum H.-M. gewählt. 1309 verlegte er seine Residenz von Venedig nach Marienburg, die inzwischen stark und mächtig an der Nogat erstanden war; aber schon 1311 starb er in Marienburg und wurde im Dom zu Kulmsee bestattet (in der Jutta-Kapelle).

16. Karl Beffart „von Trier“ stammt aus der Trierer Familie von Oeren (oder de Orre) auch von Oeren-Proudom genannt. Möglicherweise leitete das Geschlecht seine Abstammung von der luxemburgischen Familie Beaufort ab. — Trier liegt ja ganz nahe der Grenze, — verdeutscht als Beffort oder Beffart. Karl von Oeren, der spätere H.-M. ist 1291 Komtur des Hauses Beauvoir, eben dieses Schlosses und Fleckens, nach dem sich auch das Adelsgeschlecht nannte. Nachdem er von 1295 ab nacheinander Komtur der D.-O.-Besitzungen in Frankreich, Burgund und Lothringen war, stieg er 1311 dann zum H.-M. auf. Er starb 1324

in Trier und wurde in der dortigen Ordenskapelle beigesetzt. (Dom oder Liebfrauenkirche?)

Wappen: In rot ein aufwärtsgekehrter gelber Halbmond. Da die **Helme** aus hiesigen Quellen sich nicht feststellen ließ, gebe ich, — der Vollständigkeit des Wappens halber, — dieselben nach dem Siegel des Friedrich Beffhard v. Tr. von 1342 im Ratsarchiv in Bonn: Ein flacher, sog. Pilgerhut, seitlich mit zwei Flügeln bestückt, vorn mit einer kleinen Kugel (Pilgerkalebasse?). Ich gebe in meinem Trierer Geschlechterbuch 5 Wappen nach gotischen Siegeln an, — aber in keinem ist ein Halbmond, sondern geteilter Schild, darüber ein 3- oder 5-läufiger Turnierkragen. **Helme**: der Pilgerhut mit Flügeln; in 2 anderen v. Beffhard-Wappen ist der Schild quadriert, in 1 und 4 fünfmal von 2 Farben gespalten und mit einem schrägrechten Baßtardsfaden überzogen. **Helme**: zwischen 2 Flügeln. Gänzlich abweichend ist das Wappen der Mechtild v. Bephard von 1342: gespaltener Schild, vorn ein Zackenbalken von 5 Spitzen, hinten ein mit weitem Halbmärmel bekleideter Frauenarm, einen Ring emporhaltend, begleitet von 4 kleinen Kreuzchen. Es gibt im Gebiet des Erzbistums Trier nur 2 schon im 13. und 14. Jahrhundert genannte Familien: die v. Wolf und v. Berge, welche einen steigenden Halbmond im Wappen führen, daher ist wohl eher anzunehmen, daß der H.-M. Carl v. Trier — nach der Wappengleichheit zu urteilen — mit ihnen verschippt war.

17. Werner von Orseln (von Urseln). Auf dem Gebiete des Erzbistums Mainz, zwischen Frankfurt und Homburg, liegen 2 Dörfer Ober- und Niederursel, nach denen sich dieses Reichsdienstmannengeschlecht nannte, wo es auch als Vogt eines festen Hauses ansässig war. Werner von O. wird 1312 als Komtur von Ragnit genannt, schon 1314 wird er Großkomtur und Komtur von Marienburg, bis er dann 1324 in Marienburg zum H.-M. gewählt wurde. Ein tragisches Geschick fügte es, daß er von einem Ritterbruder seines eigenen Ordens aus persönlicher Rachsucht an der Schwelle der Schloßkirche, der sog. Goldenen Pforte der Marienburg 1330 hinterrücks erdolcht wurde. Begraben wurde er im Dom zu Marienwerder. In der Krypta befindet sich sein stark beschädigtes Freskobild mit Wappen und Inschrift.

Wappen: In weiß ein roter Zackenbalken von 3 Spitzen. **Helme**: unbekannt. **Helmecken**: rot und weiß.

18. **Luther von Braunschweig.** Luther wurde als 7. Kind des welfischen Albrecht des Großen, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg (1253—1277), und der Adelheid v. Monferrat um 1275 geboren. Er trat 1300 in den D.-O. ein. 1314 wurde er dann oberster Träpier und Komtur von Christburg, bis er 1331 zum H.-M. gewählt wurde. Auf der Reise zur Einweihung des Doms in Königsberg starb er unterwegs bei Stuhm, 1335, 18. April. Im Dom zu Königsberg wurde er dann beigesetzt.

Wappen: In rot 2 übereinander laufende gelbe Löwen („Leoparden“, oft nach vorn schauend), mit blauen Jungen und Krallen. **Helme**: gekrönt, zwischen 2 sich zugekehrten rotgestielten eisernen Sicheln eine rote Säule (oft gekrönt), bestetzt mit einem kleinen Büschel von Pfauenfedern, das oftmals mit einem gelben sechsstrahligen Stern belegt ist. Vor der Säule, zwischen den Sicheln, das weiße laufende „Roh Wittekinds.“

19. **Dietrich von Altenburg.** Auch er war aus fürstlichem Geblüt; er war der Sohn Dietrich II., Burggrafen von Altenburg (Sachsen-Thüringen), aus der Rothenburger Linie, den Vorfahren des sächsischen Königshauses. Er ist um 1255 geboren, und zwischen 1301 und 1307 in den D.-O. eingetreten. 1335 wurde Dietrich v. A. dann H.-M. Schon 6 Jahre darauf, 1341, starb er in Thorn; er wurde in der St. Annenkapelle der Marienburg beigesetzt, wo noch heute sich sein Grabstein befindet.

Wappen: In weiß eine rote Rose, gelb befrämt und mit grünen Kelchblättchen. **Helme**: 9 fächerförmig gestellte natürliche Pfauenfedern (in späterer Zeit ein einziger Pfauenfederbusch). **Helmecken**: rot und weiß.

Auf manchen Wappendarstellungen des 16. und 17. Jahrhunderts befindet sich eine ganz abweichende Darstellung (so z. B. auch Handschrift der Upphagen-Bibl., Danzig), vielleicht gestiftet auf alte Chronisten, wie Wigand und andere: in gelb 2 rote Balken; (das Wappen des Grafen von Oldenburg!)

20. **Ludolf König.** Altes sächsisches, längst ausgestorbenes Geschlecht, über das sich in den Quellen fast nichts feststellen läßt. Über Ludolf Königs Eintritt in den O. oder seine Laufbahn ist nichts bekannt, bis er 1337 oder 1338 zum Großkomtur und Komtur der Marienburg ernannt wird. 1342 wählen ihn die Geistiger zum H.-M. Ende 1345 übernahm er die Komturei zu Engelsburg. Er starb aber

schon 1348 in der Engelsburg. In der Domkirche zu Marienwerder wurde er bestattet.

Wappen: In weiß 3 um einen roten Ring strahlenförmig gestellte, gestielte rote Lindenblätter. Helmzier: unbekannt. H e l m d e c k e n: rot und weiß.

21. Heinrich Dusemer (Tüssner v. Arßberg). Ueber die Herkunft dieses Geschlechtes herrschte bisher Unkenntnis, es scheint aber, daß Schwaben die Heimat ist. Ich finde nämlich einmal ein Geschlecht Diessen als Lehnsleute der Grafen von Kirchberg auf ihrer Burg Diessen an der Iller zwischen Ulm und Memmingen. Nach der vorläufigen Abdankung des h.-M. Ludolf Königs übernahm er am 14. September 1345 die Regierungsgeschäfte als Stellvertreter, schon am 13. Dezember 1345 wählte ihn das Generalkapitel in Marienburg zum h.-M. Angeblich wegen hohen Alters dankte auch er 1351 ab, lebte noch ein Jahr auf der D.-O.-Burg Bratzen (Brettchen). Er starb dort wohl 1352. Beigesetzt wurde er in der St. Annenkapelle der Marienburg.

Wappen: von gelb und schwarz geteilt (auch gelb und blau). Helmzier: unbekannt. (Die v. Diessen in Schwaben führten 2 Adlerflügel, die v. D. am Ammersee 5 weiße Straußfedern.)

22. Winrich von Kniprode. Er stammt wahrscheinlich aus dem Örtchen Kniprode (oder Kniprade) bei Monheim unterhalb Kölns, also aus dem Rheinland. Winrich v. K. scheint gleich nach der Abdankung seines Vorgängers 1351 zum h.-M. gewählt zu sein. Unter seiner langen, segensreichen Regierung gelangte der D.-O. und die ihm unterstellten Lande zu höchster Macht und Entwicklung. Winrich v. K. starb 1382 in Marienburg und wurde in der St. Annenkapelle der Schloßkirche bestattet; der mit einer Ritterfigur versehene, gotische Grabstein soll ihm gehören.

Wappen: In rot ein weißer Balken, oben von 2, unten von 1 weißen Vogel (Sperling oder Rabe) begleitet. Helmzier: (Helmzier der v. Knippenburg) 2 gelbe, gestürzte Köcher oder Stäbe, aus deren oberer Mundöffnung 5 abwechselnd rote und weiße Straußfedern herauswachsen. H e l m d e c k e n: rot und weiß.

23. Konrad Söllner von Rotenstein. Auch dieses Geschlecht stammt aus Bayern, und zwar bei Hofheim in Unterfranken, nahe Schweinfurt. Das Generalkapitel wählte 1382, 2. Oktober, zu Marienburg Konrad 3. zum

h.-M. Auf einer Dienstreise nach Christburg starb er 1390, 20. August, und wurde in Marienburg in der Annenkapelle bestattet.

Wappen: In gelb 3 (2:1) rote Beile an Stielen. Helmzier: Weißer Schwan, belegt mit je einem roten Beil auf den erhobenen Flügeln.

24. Konrad von Wallenrodt (Waldenrode). Er entstammte einem alten, vornehmen Geschlechte Frankens in Bayern. Bekannt dürfte die berühmte Wallenrodt'sche Bibliothek in Königsberg sein; 1875 blühte das Geschlecht noch in Ostpreußen, aber ohne Grundbesitz. Konrad v. W. führte seit dem Tode seines Vorgängers (1390), als Statthalter die Regierungsgeschäfte, bis er selbst dann in einem großen Generalkapitel 1391 zum h.-M. erwählt wurde. Schon nach 2 Jahren (1393) starb er an einem heftigen Sieberanfall in Marienburg; auch er wurde in der St. Annenkapelle der Schloßkirche beigesetzt.

Wappen: In rot eine gelbe vierseitige Schnalle oder Spange. Entweder ist sie wägrecht oder auf eine Ecke gestellt. Helmzier: 2 rote oder schwarze Adlerflügel, belegt mit je einer Schnalle. H e l m d e c k e n: rot und gelb.

Ein Vetter Konrad v. W.'s war Johannes, Erzbischof von Riga und Bischof von Lüttich (gestorben 1419), dann Friedrich v. W.

25. Konrad von Jungingen. In Schwaben, im Oberamt Hechingen, auf fürstlich hohenzollerschem Gebiet liegt der Stammsitz gleichen Namens der Jungingen. Konrad v. J. trat wahrscheinlich zugleich mit seinem jüngeren Bruder Ulrich spätestens um 1380 in den D.-O. Schon 1393 wählte man ihn zum h.-M. An einem Steinleiden seit 1404 krankend, starb er 1407 in Marienburg während der Abendmahlzeit inmitten der O.-Brüder. Am 1. April wurde er ebenfalls in der St. Annenkapelle der Marienburg beigesetzt.

Wappen: Von blau und weiß quadriert. Helmzier: ein schwarzes und ein weißes Büffelhorn, belegt mit je 4 schwarzen und weißen Hahnenfederbüscheln in gewechselten Farben. (Zuweilen auch statt der Hahnenfederbüschel je 4 schwarze und weiße Eichenblätter oder je 3 Pfauenfedern.) Die Schildquadrierung der Jungingen (blau-weiße Felder) und die gleiche Schildfigur bei den v. Hohenzollern (schwarz-weiße Felder) deuten darauf hin, daß wohl beide Familien in frühesten Zeiten verschwägert waren.



CARL BEFFART
V. BRIER.



WERNER
V. ORSELN



LUTHER, HERZOG
V. BRAUNSCHWEIG.



DIETRICH, GRAF
V. ALTENBURG.



LVDOLF KÖNIG
V. WAITZAV.



HEINRICH DUSMER
V. ARFFBERG.



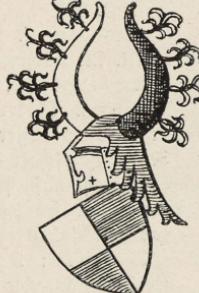
HEINRICH
V. KNIPRODE.



CONRAD ZÖLLNER
V. ROTENSTEIN.



KONRAD
V. WALLENRODE.



KONRAD
V. IVNGINGEN.



ULRICH
V. IVNGINGEN.



HEINRICH BEVSS
V. PLAVEN.

oder im Lehnsvorhältnis zu einander standen. Interessant ist auch, daß die v. J. ihr altes angesammeltes Wappen mit einer schwarzen aufrechten Schere, — weil es vielleicht zu sehr nach „bürgerlicher Hantierung“ ausjäh, ablegten und den blau-weiß quadrierten Schild annahmen.

26. Ulrich von Jungingen trat um 1380 in den D.-O.-Orden. Ein hohes O.-Kapitel wählte ihn 1403 (trotz Abmahnung seines Bruders kurz vor seinem Tode) zu Marienburg zum h.-M.; bekannt dürfte seine große Niederlage in der Schlacht bei Tannenberg 1440. 15. Juli, gegen die Uebermacht der Polen, Litauer, Russen und Tartaren sein, welche den ganzen jähren Zusammenbruch und Verfall der D.-O.-Macht einleitete. Ulrich v. J. fiel in der Schlacht, König Jagiello von Polen ließ seine Leiche mit ritterlichen Ehren nach Marienburg zurückführen, wo sie in der St. Annenkapelle beigesetzt wurde.

Wappenbeschreibung: siehe bei Konrad v. J.

27. Heinrich von Plauen, der „Rettter der Marienburg“ nach dem schwarzen Tag bei Tannenberg, entstammte der vogtländischen Familie der Vögte und Herren von Plauen. Auf einem Kreuzzuge wider die heidnischen Preußen (1391) begegneten wir ihm zum ersten Male; bald darauf dürfte er in den D.-O. eingetreten sein. v. Plauen deckte die Marienburg vor Ueberrumpelung nach der Schlacht bei Tannenberg; berief, zum Statthalter ernannt, 1410 ein Kapitel nach Marienburg ein; im selben Jahre wurde er dort zum h.-M. gewählt. Auf einem Kapitel 1413 wurde er abgesetzt. Er starb 1429 als Pfleger zu Löckstedt. Seine Leiche wurde nach Marienburg übergeführt und zu St. Annen beigesetzt.

Wappen: ein gekrönter gelber Löwe in schwarz. Helmzier: ein schwarz-weiß-gespaltener Brackenrumpf. Helmdecken: schwarz-weiß.

28. Michael Küchmeister. Er entstammte einem alten schlesischen Geschlechte, das besonders in Schweidnitz und Jauer ansässig war. Michael K. wurde von Heinrich v. Plauen zum obersten Marschall, nach dessen Abdankung 1414 in Marienburg zum h.-M. gewählt. Nach unglücklichen Feldzügen gegen die Polen entsagte er 1422 seinem Amte, zumal ihn ein schweres Steinleiden quälte. Er starb als alter gebrochener Mann 1423 in Danzig. Nach der Ueberführung seiner Leiche wurde er, wie viele seiner Vorgänger, in der St. Annenkapelle zu Marienburg beigesetzt.

Wappen: In blau 3 (2:1 gestellte) weiße sechsstrahlige Sterne. Helmzier: 5 abwechselnd blaue und weiße Straußenfedern. Helmdecken: blau und weiß.

29. Paul von Ruhdorf (Bellitzer, Beleger v. R.). Das Geschlecht scheint aus Kurachsen oder einem der kleinen sächsischen Fürstentümer zu stammen, wo von Ruhdorffs, resp. v. Ruhdorfs, mit ähnlichen Wappen, wie der h.-M. vorkommen. Das große Kapitel in Marienburg wählte Paul v. R. 1422 zum h.-M., da aber die Auflehnung gegen die frühere straffe Disziplin im Orden immer mehr fortgesetzt war, legte Paul v. R. nach Misserfolgen aller Art 1441 sein Amt nieder. Man wies ihm das Amt Rastenburg an, aber schon 1441 starb er und wurde zu St. Annen in der Marienburg beigesetzt.

Wappen: von gelb und blau geteilt, überlegt von 2 kreuzweise gelegten rot-weißgeschachten Balken. Helmzier: schwarzer (oder schwarz-weißer) Hahnenfederbusch; statt dessen kommt auch ein mit 3 Straußfedern bestückter, gekrönter Adlerkopf vor. Helmdecken: blau und gelb.

30. Conrad von Erlichshausen (Erlichshäusen). Da es anscheinend in mehreren Gegenenden Familien des Namens E. gibt, bleibt vorläufig die Herkunft dieser E. unentschieden. Sie könnten aus Schwaben oder Oberhessen herstammen. Einige Chronisten zählen Conrad v. E. zu einer Familie aus Franken, ein anderer hält wiederum Sachsen für seine Heimat.

Conrad v. E. war zuerst Unterkumpan des h.-M. M. Küchmeister von 1415 bis 1418, dann war er Vogt bzw. Komtur in den verschiedensten Gegenenden. 1441 wird C. v. E. dann h.-M.; er regierte als weiser und umsichtiger Mann, unter dessen Herrschaft der Verfall des O. für kurze Zeit wohl aufgehalten wurde; sein Vetter und Nachfolger im Amte, Ludwig v. E., besiegelte das Schicksal der D.-O.-Macht.

Wappen: Schild: 6 mal von rot und weiß schrägrechts gebändert (5 mal geteilt). Helmzier: Rumpf eines rot-weiß schrägbänderten Stein- oder Ziegenbockes. Helmdecken: rot-weiß.

31. Ludwig von Erlichshausen. Wie schon vorher erwähnt, war er ein Vetter des Vorigen, seine Mutter war eine Schwester des späteren h.-M. Heinrich Reuß von Plauen. Er wurde 1450 zum h.-M. gewählt. Kämpfe mit äußeren Feinden, — Polen und Litauer drängen



MICHAEL
HECHMEISTER.



PAUL
V. RUSSDORF.



CONRAD
V. GERICKE.



LEUDWIG
V. GERICKE.



HEINRICH REVSS
V. PLAVEN.



HEINRICH REFFLE
V. RICHTENBERG.



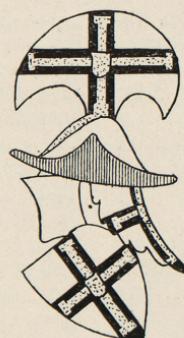
GRUHESSESS
V. GERICKE.



JOHANN
V. BIEZEN.



FRIEDRICH, HERZOG
ZU SACHSEN.



ALBRECHT, MARGGRAF
VON BRANDENBURG.

WAPPEN DER
HOCHMEISTER D. ORD.

E.B.JANTZEN fec.
1922

immer ungestümer und siegreicher vor, — dazu die Ungebärdigkeit der eignen Söldner scharen, zwangen v. E., die Marienburg 1457 zu verlassen; über Dirschau, Schwed., Konig., Mewe, Nogat und frisches Haff ging sein fluchtartiger Abzug nach Königsberg i. Pr., wohin jetzt die Zentralregierung verlegt wurde. Im Frieden von Thorn (1466, 19. Oktober), hörte der h.-M. auf, deutscher Reichsfürst zu sein, er mußte dem König Casimir II. von Polen als „polnischer Reichsfürst“ und nun Vasall huldigen. Kaum ein Jahr darauf starb er zu Königsberg, im dortigen Dom wurde er kurz darauf bestattet.

Wappenbeschreibung: siehe vorher.

32. Heinrich Reuß von Plauen, Sohn Heinrich VII., Vogt und Herr von Plauen. Er entstammt, wie sein Vorgänger, h.-M. Heinrich von Plauen, ebenfalls dem alten vogtländischen Dynastengeschlecht. 1469 wurde Heinrich R. in Königsberg zum h.-M. gewählt, mußte am 29. November in Petrikau Casimir II. huldigen, auf der Rückreise am 31. Dezember traf ihn in Mohrungen ein Schlaganfall, und er starb dann schon 1470, 2. Januar, in Mohrungen. Er wurde im Dom zu Königsberg bestattet.

Wappen: In schwarz der rot-gekrönte gelbe Löwe. Helmzier: von weiß und schwarz gepalnter Brackenrumpf. H e l m d e c k e n : schwarz-weiß.

33. Heinrich Reffle von Richtenberg (Röfflin v. R.), entstammt dem Orte Richtenberg im Oberamt Ludwigsburg (nördlich Stuttgart) in Württemberg. 1470 wurde Heinrich R. in Königsberg zum h.-M. gewählt, am 20. November leistete er in Petrikau den Huldigungseid. Er starb 1477 in Königsberg, wurde im Dom bestattet. Der Beiname „Reffle“, „Reuflin“, „Reifflein“ scheint ein Spitzname seiner Linie zu sein, vielleicht der „Raffer“ (von Zusammenraffen), oder „Raufer“ (also Streitlustige), kaum vom niederdeutschen Reef oder Reep (= Reifschlagen der Seiler).

Wappen: Schild: Geteilt von schwarz und gelb, darin ein rotgekrönter Löwe in verwechselten Farben. Helmzier: der gekrönte gelbe Löwe. H e l m d e c k e n : schwarz-gelb.

34. Martin Truchseß von Wechhausen. In Franken (Burg W. bei Schweinfurt) und im Hennegau war das vornehme Geschlecht schon seit dem 13. Jahrhundert ziemlich stark ausgebreitet, verzweigte sich auch in die schwarzburgischen Lande Ende des 15. Jahrhunderts; es blühtt anscheinend noch heute, und war be-

sonders auch im Gebiet von Rastenburg in Ostpreußen stark begütert. Martin Truchseß von Wechhausen wurde 1477 zum h.-M. gewählt; er huldigte aber dem polnischen König Kasimir II. erst 1479, 9. Oktober. Im Sommer 1488 schwer erkrankt, starb er schon 1489 in Königsberg, und wurde im dortigen Dom bestattet.

Wappen: Schild: in gold 2 von rot und weiß gejachete Balken. Helmzier: 2 gelbe Büffelhörner mit den 2 rot-weißgeschachten Querbalken, dazwischen ein rotgekleideter Frau-enrumpf mit langem Haarzopf. H e l m d e c k e n : rot und gelb.

35. Johann von Tieffen stammt entweder aus einer schweizerischen Ministerialen-Familie, die ihre Burg Alt-Tieffen im Kanton Zürich hatte, oder aus einem Lindauer Geschlecht, welches aus Schaffhausen in der Schweiz stammte. 1382 wird urkundlich ein Wilhelm v. Tüffen als Bürger zu Lindau erwähnt. Das Wappen ähnelt stark (nach dem handschriftl. W.-Buch der Snüffzen-Gesellschaft). In gelb 2 rote Flügelpaare über einander. Helmzier: 2 gelbe Straußfedern von einer roten überhöht. — Johann v. T. wurde 1489 zum h.-M. erwählt; er leistete den Huldigungseid in Radom. Als Vasall König Johann I. Albrecht von Polen, in dessen gegen die Türken unternommenem Feldzuge leistete er mit einem starken Ordensheere Heeresfolge. Er starb 1497 in Lemberg und wurde im Dom zu Königsberg beigesetzt.

Wappen: Schild: In rot 2 weiße Flügelpaare über einander. Helmzier: 2 weiße Flügel. H e l m d e c k e n : rot-weiß.

36. Friedrich Herzog zu Sachsen. Als Sohn von Albrecht „dem Beherzten“, Herzog von Sachsen-Meissen 1474 geboren, wurde er 1498 zum h.-M. erwählt, nachdem er erst in demselben Jahre in den O. eingetreten war. Den polnischen Lehnseid hat er keinem polnischen Könige geleistet. Er starb 1510 zu Rochlitz in Sachsen auf dem Schlosse seines Bruders. In der Fürstengruft des Domes zu Meißen wurde er bestattet.

Wappen: Großer Ordensschild, belegt mit dem schwarzen D.-O.-Kreuz, auf dem wieder die von König Ludwig dem Heiligen von Frankreich verliehenen goldenen Lilienstäbe ruhen. Im herzschild befindet sich in gelb der schwarze deutsche Reichsadler. Die 4 durch das Kreuz gebildeten Felder sind wie folgt belegt: in eins: 8 oder 10 mal von schwarz und gelb quergetreift (9 mal geteilt), überzogen schräg rechts von dem Wettiner grünen

Rautenkranz (Herzogtum Sachsen); in zwei: der rot-weiß gebänderte (7 mal geteilte), gekrönte Löwe von Thüringen-Hessen in blau; in drei; in blau ein goldgekrönter gelber Adler (Pfalz-Sachsen); in vier: ein schwarzer Löwe in gelb (Markgrafschaft Meißen). Helmzier: die schwarz-gelb gebänderte Säule belegt mit dem schrägen grünen Rautenkranze, oben bestickt mit kleinem Pfauenfederbusch. Helmdecken: schwarz und gelb.

37. Albrecht Markgraf von Brandenburg. Er war ein Hohenzoller; dritter Sohn des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Ansbach-Bayreuth, und Sophia von Polen (Tochter des Königs Kasimir II. Jagiello). Er war 1490 in Ansbach geboren. Aus politischen Gründen betrieben die Großgebietiger des D.-O. Albrechts Einkleidung, die 1510 erfolgte; am selben Tage wurde er auch zum h.-M. ernannt. Zu schwach an Bundesgenossen und Geld, um als freier deutscher ehemaliger Reichsfürst die Rechte des D.-O. Polen gegenüber wieder verfechten zu können, vom Kaiser und Papst nicht unterstützt, andererseits ja mit dem polnischen Herrscherhause verwandt, schloß Albrecht mit Polen ein Bündnis, verwandelte das Land des D.-O. 1525 in ein weltliches Herzogtum und huldigte am 10. April König Sigismund I. von Polen. Nach einer langen Reihe von Jahren

des segensreichsten Blühens des Landes Preußen unter Albrechts Regierung, starb er 1568 in Tapiaw. Seine Bestattung fand in der Fürstengruft im Dom zu Königsberg statt.

Wappen: Schild: Genau, wie beim Wappen des h.-M. Friedrich von Sachsen ist Albrechts Schild durch das D.-O.-Kreuz mit Herzschilde in 4 Felder geteilt; in eins: ein roter Adler in weiß mit goldenen Flügelspangen (Kurfürstentum Brandenburg); in zwei: in weiß ein roter Greif (Herzogtum Pommern); in drei: in rot-weiß schachbrettartig bordiertem Rande ein schwarzer Löwe in gelb (Burggrafschaft Nürnberg); in vier: von weiß und schwarz geviertet (Stammhaus Hohenzollern).

Am Schlusse habe ich noch das älteste gezeichnete bekannte D.-O.-Wappen in dem Codex „von den Seffken“ oder „von den Ersten“ (im Besitz des Verein „Herold“, Berlin), von etwa 1390, wiedergegeben.

Wappen: In weiß ein gelbes Krückenkreuz mit gelbem Herzschilde auf das ältere, eigentliche schwarze Ordenskreuz gelegt. Helmzier: ein weißer Hut mit rotem Aufschlag, aus dessen runder Kopföwlbung ein in den Farben und Figuren des Schildes gehaltenes Schirmblett hervorwächst. Helmdecken: weiß, belegt mit tener Brackenrumpf. Helmdecken: schwarz-weiß.

Vom Marienburgbund

Von Graf von Baudissin, Vorsitzender des Marienburgbundes

Die Ostdeutschen Monatshefte werden sich durch Herausgabe des zweiten Marienburgheftes ein weiteres Verdienst um die Sammlung und Stärkung des Deutschtums im abgeschnürten Osten erwerben. Ich begrüße diesen Entschluß mit besonderem Dank und wünsche den Heften von Herzen vollen Erfolg und weiteste Verbreitung, damit es auch in den entfernteren Teilen unseres deutschen Vaterlandes allmählich bekannt werde, welche unerschöpflichen Werte und Schätze deutschen Volksstums, deutscher Bildung und deutschen Landes im deutschen Osten vorhanden und zu hüten sind. Die deutschen Männer und Frauen des deutschen Ostens sind fest entschlossen, die anvertrauten Deutschtumswerte treu zu pflegen und zu hegen; sie werden ihre schwere Aufgabe um so freudiger erfüllen, wenn sie wissen, daß hinter ihnen und ihrer Arbeit große Kreise des deutschen Vaterlandes mit warmem Herzen und hilfsbereitem Verständnis stehen.

Sammlung und Stärkung des Deutschtums, Befestigung deutscher Zukunftshoffnung, dahin geht in unseren Tagen die Sehnsucht aller derer, die an den Wiederaufstieg Deutschlands glauben und für ihn zu arbeiten gewillt sind. Das tut vor allen Dingen auch dem abgeschnürten Ostdeutschland bitter not.

Hierzu an seinem Teil beizutragen, hat sich der am 10. Juli 1921 am Gedenktage der westpreußischen Abstimmung auf der Marienburg gegründete Marienburgbund zur Lebensaufgabe gemacht. In den Pfingsttagen dieses Jahres will der Bund zum ersten Male vor die Öffentlichkeit treten und seine Daseinsberechtigung erweisen. Es sei mir gestattet, einiges über den Marienburgbund, der bisher im Verborgenen geblieben hat, und über die bevorstehenden Veranstaltungen mitzuteilen:

Parteipolitisch farblos und Mitglieder aller deutschen Parteirichtungen, von den Deutschnationalen bis zu den Sozialisten in sich vereini-

gend, will der Bund das Verständnis für die Marienburg und ihre Bedeutung für das Deutschland pflegen und fördern. Zu welchem praktischen Zweck? Was soll uns in unserer jetzigen Not die alte Burg und ihre abgetane Geschichte nützen? Sehr viel! Wer die Geschichte des deutschen Ostens kennt, der weiß, was die Marienburg im Laufe der Jahrhunderte für das deutsche Ostland bedeutet hat. Und wer auch nur die Grundzüge dieser Geschichte kennt und versteht, und dann die Räume und Höfe der Marienburg durchwandert, wer von den Sinnen der Burg herabschaut auf das unter ihm sich dehnende fruchtbare deutsche Land, dem geht das Herz auf vor diesem Denkmal alles überwindender deutscher Kraft und Schaffensfreudigkeit. Vor diesen Eindrücken schwindet Kleinmut und Verzagtheit und macht der sicheren Gewissheit Platz, daß ein Volk, daß so Großes geschaffen, ein Volk, daß durch alle Heimsuchungen seiner Geschichte sich immer wieder aufrachte zu neuer Blüte, daß ein solches Volk sich emporringen wird, wenn auch zurzeit sich alles dagegen verschworen zu haben scheint.

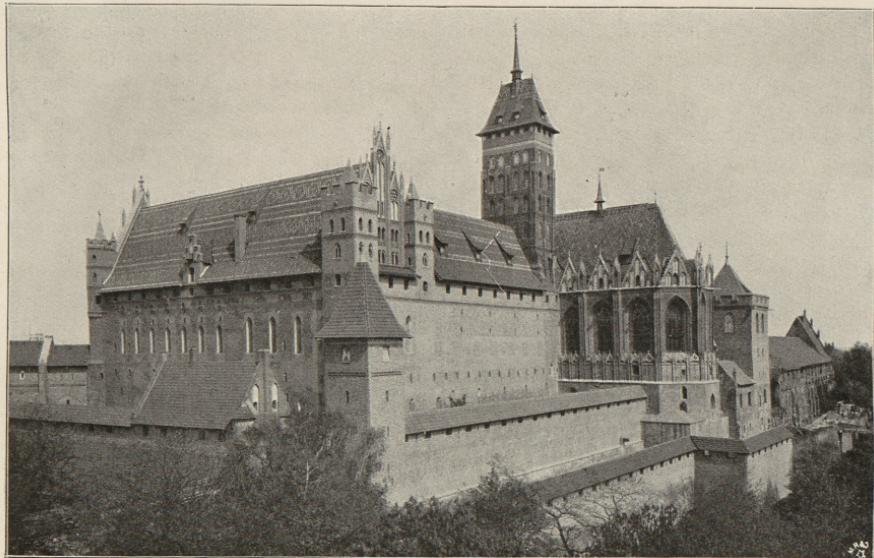
Die Marienburg gibt uns noch mehr. Sie weist uns gleichzeitig den Weg, auf dem allein wir wieder zur Höhe gelangen können. Was gab den Brüdern des deutschen Ordens die gewaltige Kraft, die Besiedlung des deutschen Ostens bis weit in die russischen Randstaaten hinein in so einzigartiger und vorbildlicher Weise durchzuführen? Was gab dem alten Ordensstaat seine alles überragende Machtstellung im Ostlande? Es war die Sammlung schaffensfreudiger und von hohen Idealen erfüllter deutscher Männer aus allen Gauen und Stämmen Deutschlands zu fruchtbarer planmäßiger Arbeit, es war die willige Unterordnung jedes einzelnen unter die Forderungen des Allgemeinwohls, es waren die Kräfte christlichen Glaubens und schlichter deutscher Zucht und Sitte, die jenen Pionieren deutscher Kultur die innere Kraft zu ihrer gewaltigen Arbeit gaben. Solange diese Kräfte die Herrschaft hatten, solange die Erkenntnis der engen gemeinsamen Interessen und Gefahren die Kräfte zusammenhielt, da blühte und gedieb der deutsche Orden. Uebermut, Materialismus, Uneinigkeit, Neid und Zwietracht, Abfall von den christlichen Idealen und der guten deutschen Sitte brachten den furchtbaren Sturz von stolzer Höhe, brachten für weite Landstriche, die deutscher Kulturarbeit alles verdankten, dreieinhalb Jahrhun-

derte erstickender Fremdherrschaft. Aber auch nach jenem völligen, scheinbar hoffnungslosen Zusammenbruch ging die helle Sonne wieder auf über dem deutschen Osten; und was auch noch in unseren Tagen trotz aller Not und Wehrlosigkeit geeinigter Volkswillen vermag, das haben die Volksabstimmungen in Ost- und Westpreußen klar und deutlich bewiesen. Wohl ändern sich die Zeiten und die Verhältnisse, aber die Grundwahrheiten der Geschichte bleiben ewig bestehen und bewähren sich immer wieder aufs neue. So gilt die Arbeit des Marienburgbundes nicht unfruchtbarer toter Geschichtsforschung, sondern sie gilt der Pflege und Nutzung lebendiger Gegenwartswerte und praktischer Erfahrungen und Lehren für Gegenwart und Zukunft.

*

Und nun noch ein Wort über die bevorstehenden Pfingstveranstaltungen:

Wir suchen nicht laute und prunkvolle Feste, um für unsere Sache zu werben. Die alte Marienburg wirbt selbst viel besser für sich und für unseren Bund, als wir selbst es vermöchten. Nur hinziehen in ihren Wirkungs- und Machtbereich wollen wir alles, was deutsch denkt und deutsch fühlt, und die Schönheiten der Burg und die Lebenswerte ihrer Geschichte allen denen näher bringen, die dafür Gefühl und Verständnis haben. Vorträge hervorragender Männer, Führungen durch die Burg, deutsche Musik und deutsche Turn- und Wettspiele sollen zeugen von deutscher Kultur und Kraft, die sich auch von der Not dieser Zeit nicht unterkriegen lassen will und daraus auch das gute Recht schöpft, an bessere Zeiten zu glauben. Doch alle diese Veranstaltungen bilden nur den äußeren Rahmen; den Inhalt und den Kern sollen die Teilnehmer der Marienburgtage selbst geben. Unter den schützenden Mauern der alten Marienburg sollen sich deutsche Männer und Frauen aller Parteien und aller Konfessionen zusammenfinden, allen inneren Hader und Zwist begraben und sich fest und feierlich die Hand reichen zu gemeinsamer sich selbst vergessender Arbeit für den Wiederaufbau des zusammengebrochenen deutschen Vaterlandes. Und wenn die dort gewonnenen inneren Kräfte von allen Teilnehmern mit hinübergenommen werden in das Alltagsleben und dort weiter gepflegt und verbreitet werden, dann hat der Marienburgbund sein Ziel erreicht, dann geht es wieder aufwärts.



Gesamtansicht der Marienburg

Heroldssprüche

Aus dem Marienburgfestspiel

Von Ernst Hammer

Herold

(nach den ersten Worten läßt er sich auf ein Knie nieder und breitet die rechte Hand über den Boden):

Dich, heil'ge Erde, frommer Grund, auf dem wir steh'n, Dich Mutterboden unsrer Heimat, dem wir zum Licht entsprossen sind wie Saaten auf Ackerland, der Du uns gütig nährst mit Deinen Früchten, der Du unsre Toten in Deinen stillen Mutterschoß gebettet und der Du einst auch uns in Dein Geheimnis mit dunklen Händen führen wirst, — Dich, Heimat, heilige Mutterkraft, grüß' ich zuerst. (Er steht auf) Gott segne Dich und wölbe seinen Himmel über ein freies Land und freie Menschen! — — Nun grüß' ich Euch, die hier verjammelt sind, Landsleute, Deutsche, Kinder dieser Ostmark! Der Erdball rollte in die Glut der Sonne, in vollen Schalen wägt des Jahres Mitte das Licht des Himmels und des Ackers Frucht. Dem Adler gleich steht schwabend nun die Zeit mit stillen Flügeln über dieser Erde, eh' sie zum Boden stoßend dieses Jahres

Raub sich ergreift mit ihren wilden Fängen. Und unsre Brust ist allem Licht geöffnet und will gesättigt sein mit edler Läuterung. Drum sind wir feiernd nieder hier gesessen, um still des Lebens Echo zu genießen, das hier von diesen Wänden zu uns dringt. Aus diesen Mauern, die in stummer Pracht verkünden, was nur Steine reden können, taucht die Vergangenheit zu uns empor mitträumendem Gesicht und spricht aus Schlaf und lastender Vergessenheit ein Wort, das uns wie Stein in unsre Seelen sinkt. Dies Wort heißt: Ihr seid Enkel und seid Erben. Aus Eurem Antlitz schauen noch die Augen, die hier in diesen Schlössern längst vermodert, in Euren Adern leben noch die Menschen, die sich als Schutz um diese Mauern stellten, in Eurem Geist glüht noch die Andacht auf, die hier die Inbrunst dieser Steine formte. Und noch ist Stahl im Muskelpiel der Glieder, den hier durchglüht das Feuer der Begeisterung. So spricht das Unaussprechliche zu Euch. Drum horchet auf! Was sich im Innern regt,

wird nun im Spiel vor Eure Augen treten,
und denkt der Seiten Wandel und Geschick!
Fühlt Euch als Mittler zwischen Einst und Zukunft!
Verschlingt die Hände derer, die da waren,
mit denen, die noch nicht auf Erden sind,
und werdet weise, weil Ihr wissend seid!
So rausch' denn auf, Vergangenheit, und ruf
herüber über die Jahrhunderte!
Du aber, flucht'ge, geisterhafte Zeit,
die Du die Tat gebierst und weiterträgst,
sei Du uns gnädig! Laß uns Schaffer sein,
wie jene dort, die Du in Dir verbargst! — —
Das Spiel beginnt. Wir grüßen Euch. Willkommen!

*

3 e i t e r H e r o l d s s p r u c h :

Wer kennt der Zeit verborgene Gedanken
von uns, die wir in tiefer Kümmernis
vollenden unsern mühevollen Werktag?
Wir sehn' der Stunde rauchgeformtes Anstiz
nur eben plötzlich werden und vergehen
und fassen nicht die Hand, die sie uns bildet.
Wir sind ein Reis an einem wil'nen Strom.
Vorüber geht die Welle wie ein Traum;
wir senken unsre Wurzel in das Dunkel
und wissen nicht, wie uns das Schicksal speist,
die stumme Amme in des Daseins Tiefe.
Doch ist die Sonne alles Lebens Mutter,
und liegt ihr Haupt auch in dem Schoß der Nacht,
sie kann nicht rasten, denn sie lebt in Feuern.
So atmet ihre Feuerströme ein
und nährt Euch mit dem Sonnenlicht der Hoffnung!
Im Irdischen webt still der gold'ne Faden
der Ewigkeit und wirkt den Sternenmantel
der Gottheit. Aus des Weltalls Dunkel
steigen Geschlechter und verlaufen sich,
und still bleibt hinter ihnen aller Abgrund.
Doch nur im Fleisch zeigt sich der Geist der Gottheit,
und hoch begnadet ist ein Tag der Erde.
Drum seid gerüstet mit dem Schild der Weisheit
und wehrt mit ihm des Schicksals Pfeile ab! — —

So steig denn, Spiel, in deinen düstern Schein,
in Sonnenuntergang und Weltverbluten!
Wir wissen Dinge, die verborgen sind.

*

D r i t t e r H e r o l d s s p r u c h :

Was ist der Mensch? Ein Nichts, ein irres
Flämmchen,
das mühsam seines Daseins dunklen Umkreis
mit spärlich trübem Licht zu bannen sucht
und ach, sobald vom urwelthaften Schlund
der großen Finsternis verschlungen wird.
Und auch sein Bau aus seines Daseins Mühsal
ist wie die Dünne, die der Wind verweht,
und alle Spur, die Zeit in sie gestempelt,
ist ausgelöscht im Rieseln des Geschicks.
Und doch, dies kleine Flämmchen Licht hat Kraft
sich hochzurecken an den großen Pfosten,
die die Gewölbe dieses Weltalls tragen.
Mit seiner Glut faßt es die Pfeiler an,
mit seiner Glut sprengt es den Dom des Himmels,
und Welten brennen durch den Geist der Menschen.
Der Geist durchläuft die Spur des Himmels
und zuckt im Blitzstrahl der Erleuchtung auf.
An seinem Feuer wärmen sich Geschlechter.
Heinrich von Plauen, guter Geist der Ostmark,
du warfst dem Wirbelstaub des Schicksals stolz
die Glut des eignen lohen Geist's entgegen,
und sieh, die Horizonte brannten vor dir.
Heinrich von Plauen, grimm ergriffest du
die Last des Unglücks, die lawinshaft
das Menschendasein überrollt, und hobst
sie kraftbewußt auf deine eignen Schultern.
Zermalmt brachst du zusammen und vergingst,
und über deinem Grab tanzte Vermessenheit. —
Heinrich von Plauen, nein, du lebst und wirkst noch.
Du läßt den Feuerstrom aus deinem Herzen
in unsre nachgeborenen Becher fließen,
und trunken trinken wir von deinem Blut.
Heinrich von Plauen, sieh, wir grüßen dich.
Heinrich von Plauen, gib uns deine Kraft! — —

Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung
aufdrängt, das Große sei vergänglich; vielmehr, wenn wir finden,
das Vergangene sei groß gewesen, muß es uns aufmuntern, selbst
etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsre Nachfolger, und
wär' es auch schon in Trümmer zerfallen, zu edler Tätigkeit auf-
rege, woran es unsre Vorföder niemals haben ermangeln lassen.

Goethe, Ital. Reise. Rom 1787 am Schluß

Inselausgabe 1913 S. 483

Das Deutschthum unserer Ostmarken

Von Gustav Roethe

Mich, den geborenen Graudenzer, hat es von je her gefürchtet und empört, wenn ich wieder und wieder erleben mußte, welch dürftiges Interesse und Verständnis der Westen und Süden Deutschlands meiner preußischen Heimat entgegen brachte: den meisten Deutschen schien, was jenseits Berlin lag, nur ein verkleidetes Rußland. Wie Wenige aus dem Reich haben je die Herrlichkeit Danzigs und der Marienburg, die Schönheit des Weicheltals und selbst des Riesengebirges mit eigenen Augen geschaut! Ein unausrottbares Vorurteil hielt sie dem Nordosten fern, und auch heute macht das Schicksal jener verlorenen oder bedrohten deutschen Marken nur einem erschreckend geringen Bruchteil unserer Landsleute das Herz schwer und heiß. Immer noch spukt die törichte alte liberale Legende, die in erstaunlicher Unkenntnis darauf eingeschworen ist, blind zu glauben, daß die Polen auf Westpreußen, den Neiden-Distrikt und Oberschlesien irgend einen begründeten Rechtsanspruch erheben dürften. Es macht unserm Geschichtsunterricht wenig Ehre, daß sich jene von den Polen und leider auch aus ultramontanen deutschen Kreisen zäh verbreitete oder genährte Vorstellung so unbelehrbar fortgeschleppt hat. Die Folgen sind nicht ausgeblieben. Wenn uns jetzt herrliche deutsche Landschaften an unserer Ostgrenze verloren gegangen sind, wenn Ostpreußen jetzt eine Insel, wenn Deutschland an Bodenschäzen aller Art bis zur schwersten Not verarmt ist, so tragen daran nicht nur Entente und Polen, sondern ganz besonders auch die Deutschen selbst die Schuld, die ihre Augen und ihr Herz dagegen verschlossen, daß es dort an der Weichsel wie am Rhein um ein durch Geschichte und Kultur ganz deutsches Land sich handelte. Und im Osten wäre ein entschlossener deutscher Widerstand gegen französisch-polnische Eroberungslust ausichtsreicher gewesen als im Westen.

So ist es nicht überflüssig, wieder und wieder mit erhobener Hand darauf hinzuweisen, daß dort in Preußen, Posen und Schlesiens echtestes und edelstes Deutschthum auf dem Spiele steht. Wir sind keine Polen; so wollen wir nicht einmal viel Gewicht darauf legen, daß um Christi Geburt jene Lande mindestens ein Jahrtausend lang germanischer Besitz waren; in alten Namen Danzigs und des Pregels hallt

das Gotentum jener Landschaften vielleicht noch nach. Dann aber haben preußisch-litauische und slawische Völker sich über die von den Germanen verlassenen Gauen ergossen und sie dünn besiedelt, bis mit dem 11. Jahrhundert jene bewunderungswürdige deutsche Kolonisation östlich von Elbe und Saale einsetzte, die allein schon alle die törichten Behauptungen Lügen straft, die den Deutschen kolonisatorische Gaben absprechen wollen. Es ist im höchsten Maße bewundernswert, wie schnell, siegreich und segenbringend es deutscher Kulturkraft damals gelungen ist, verwilderten weiten Gebieten einen höheren und reicherem Lebenszuschnitt zu spenden.

Das ist ja nicht ohne Blut abgegangen. Aber mit Recht hat man betont, daß diese deutsche Kolonisation in erster Linie friedlich sich abgespielt hat. Deutsche Cistercienser und Prämonstratenser haben von Oliva über Paradies und Lekno bis nach Leubus einen Kranz deutscher Klöster geflochten, von denen zugleich mit der christlichen Heilslehre auch deutsche Arbeit und deutscher Geist ausstrahlte. Und die slawischen Fürsten des Ostens, nicht nur Schlesiens Piasten, sondern auch polnische Mächtiger erkannten, wie uns das aus slawischen Quellen bekannt ist, daß der Deutsche tüchtig und strebsam, der Pole aber träge und schlaff sei; sollten auf slawischem Gebiet lebensfähige Städte erwachsen, sollte der Boden doppelt und dreifach Frucht tragen, dann mußte nun einmal der Deutsche heran. Tatsächlich sind alle irgendwie erheblicheren Städte Preußen, Posens und Schlesiens durchaus deutscher Herkunft, nach deutschem Stadtrecht gegründet, in deutscher Weise mit dem großen vierseitigen Markt, mit den rechtwinklig davon ausstrahlenden Straßen angelegt worden: auch Posen und Gnezen. Was heute der Stadt Posen ihren Reiz verleiht, die stattliche Altstadt mit ihrem schönen Marktplatz, der künstlerische innere Schmuck des äußerlich unansehnlichen polnischen Domes, stammt ebenso aus deutschem Schaffen wie das prachtvolle Städtebild, das unter Kaiser Wilhelm II. durch Kaiserburg, Akademie und Theater sich neu dort aufbaute. Und selbst die Gnezen Erztiere mit den Taten des Slawenapostels, des heiligen Adalbert, sind deutsche Arbeit. Und neben diese stolzen und kräftigen

deutschen Städte mit ihren imposanten, wehrhaften Kirchen, Tortürmen und Speichern, in denen mitten unter unfreien Slaven ein freies deutsches Bürgertum gedieh, trat auch ein fleischer, intensiver Landarbeit geneigter, oft aus der grünen Wurzel rodender deutscher Bauernstand, dessen geräumige Häuser, mit zweiteiligen Vorlauben gern geziert und mit Blumen freundlich geschmückt, auf den ersten Blick altes, echtes Deutschtum verraten. Der slawischen Umgebung, zumal dem Adel, waren diese, von den Fürsten herbeigerufenen Deutschen mit ihrer Ordnung, Wohlhabenheit und ihren Sonderrechten oft ein Dorn im Auge, und manche deutsche Gründung ist polnischer Eiferjucht zum Opfer gefallen. Aber zu entbehren waren diese deutschen Bürger und Bauern schlechterdings nicht. Sie haben zumal Schlesien sich friedlich erobert, haben dem westlichen und dem städtischen Polen ihren Stempel aufgedrückt und sich in West- und Ostpreußen in bewunderungswürdiger Voll- und Volkskraft entfaltet.

Hier freilich unter dem Schutze des Schwertes. Diese von den heidnischen Preußen bewohnten Lande mussten von den Deutschordensrittern regelrecht erobert werden, mit dem Kreuz und mit der Waffe. Die Polen hatten vor dieser streitbaren Aufgabe vollkommen versagt; sie haben für die Kultur dieser preußischen Lande auch nicht das Allergeringste geleistet, sondern stets nur zerstört oder verlumpten lassen. Aber der Deutsche Orden erkämpfte nicht nur, sondern trug in die gewonnenen Gebiete eine überraschend reiche deutsche Kultur. Diese friedlichen Großtaten des Ordens sind des höchsten Preises würdig. Seine Bauten, vor allem die herrlichen Schlösser und Burgen, meist mächtige, von Ecktürmen geschützte Viercke, umgeben von geräumigen Zwinger (Parcham), mit riesigen Zeughäusern (Karwan), ausgestattet, durch höchst malerische Abortsanlagen (Danzker) merkwürdig, machen heute noch einen ganz besonderen, oft überwältigenden Eindruck. Die Marienburg war schon dem Mittelalter eine Zierde des Weltalls, ein Wunder profaner Baukunst, schön und trutzig zugleich; wo gäbe es Säle, die sich an Zartheit und Wucht zugleich mit den auf schlanker Säule ruhenden Stern- und Palmengewölben der Marienburger Riemter vergleichen könnten? Und heute, wo die stolze Burg dank Kaiser Wilhelm II. und ihrem genialen Restaurator Steinbrecht aus Verfall und Stilleositigkeit zu neuer Wahrheit erstanden ist, schwollt in unsern Herzen bei ihrem Anblick ein deutscher

Stolz heran, wie er uns jetzt selten gegönnt ist. Der deutsche Orden hat weiter eine Beamtenorganisation im großen Stil geschaffen, die, wenn sich die historischen Zusammenhänge auch nicht sicher nachweisen lassen, doch ganz auf uns wirkt, als sei hier das Beamtentum des hohenzollerschen Preußens vorgebildet. Wo kannte man damals in Deutschland ein Postwesen, wie es durch die Briefschweiken des deutschen Ordens geleistet wurde? Wenn heute das Weicheltal einer der gesegnetsten Striche deutscher Erde ist (oder doch noch vor kurzem war), so hat dazu schon vor Friedrich dem Großen der deutsche Ritterorden durch seine Deichanlagen und Entwässerungsarbeiten den Grund gelegt. In dem reichen literarischen und archivarischen Verkehr dieser oft hochgebildeten Ritter entwickelte sich früh eine Vorstufe unserer heutigen Schriftsprache, die ja in ihrer ganzen Geschichte dem ostelbischen und ostfaalischen Kolonistenboden das Beste verdankt. In der hut der deutschen Ritter gedieh das Bürger- und Bauerntum doch noch bedeutend sicherer und glücklicher als da, wo es nur auf slawische Dulbung angewiesen war. Selbst das warme, aber feuergefährliche und der Reinlichkeit ungünstige ostdeutsche Strohdach begann vor den Bauverordnungen des Ordens sich zurückzuziehen. Mit Befriedigung durfte sich ganz Deutschland dieses ausgewählten Gartens freuen, der durch das Blut frommer Brüder und Väter gedüngt, unter dem Schutze Christi und der Jungfrau Maria zum Heile deutscher Art so wundervoll gedieh.

Innerer Zwist der Deutschen ermöglichte es den Polen bekanntlich schon im 15. Jahrhundert, das Weicheltal bis herab nach Danzig und die angrenzenden Landstriche (doch nicht Marienwerder und seine Umgebung), in ihre Gewalt zu bringen, und auf die gewalttätigen Errungenhaften des zweiten Thorner Friedens müssen sie sich berufen, wenn sie irgend ein Recht auf Westpreußen begründen wollen. Aber lange handelte es sich nur um eine bloße Personalunion, und auch in den zwei Jahrhunderten, in dem sie nominell Herren des Landes waren, soweit dies nicht die Beute schwedischer, russischer und brandenburgischer Heere war, hat das damals sehr mannhafte und zähe Bürgertum der deutschen Städte ihnen selbstbewussten und erfolgreichen nationalen Widerstand geleistet. Thorn, Graudenz, erst recht Elbing und Danzig haben ihre Sünfte keinem Polen, ihre Aemter kaum einem Katho-

liken geöffnet. Die Reformation, der deutsche Glaube, hat dem Bürgertum damals eine ideale Kraft verliehen, die uns heute um so inniger mit Bewunderung und Scham erfüllen muß, da wir erleben, wie der deutsche Bürger jenes wehrhafte Selbstgefühl in feiger Schwäche so ganz vergessen zu haben scheint. Auf dem Lande trug die rührige Polonisierung vielleicht etwas reichere Frucht; aber sehr bald stellt es sich von neuem heraus, daß deutsche Arbeit nun einmal nicht zu entbehren sei. Durch das 16. und 17. Jahrhundert ziehen sich, auch für das polnisch gewordene Westpreußen und Posen, immer neue Ansiedlungen deutscher und holländischer „Emphyteuten“, meist protestantischen Glaubens, hin, die aus polnischer Wildnis und Wüste kleine liebliche Oasen deutscher Kultur aufzählen ließen.

Schlesien, das inzwischen unter die Herrschaft der luxemburgischen Kaiser, später der Habsburger, geraten war, erlebte seit dem bedeutenden Karl IV. eine hohe Blüte der Renaissance. Es wird geradezu ein Ausgangspunkt des deutschen Humanismus, und von Johann von Neumarkt im 14. Jahrhundert bis auf die schlesischen Dichter des 17. hat es immer wieder für die neue hochdeutsche Schriftsprache eine oft maßgebende Rolle gespielt: gerade ein aus ganz verschiedenen Gegenden Deutschlands besiedelter Boden, wie Schlesien und Böhmen, begünstigte die Entstehung einer Gemeinsprache über den Mundarten. Die mit dem deutschen Individualismus eng verwandte religiöse Mystik hat hier seltsam reizvolle Früchte getragen, und wenn auch die allzu üppige Gelegenheitsdichtung des 17. Jahrhunderts vielleicht einige slawische Züge verrät, so wollen wir Schlesien doch nicht vergessen, daß es auch der eminent deutschen Gelegenheitsdichtung im Goetheschen Sinne, der erlebten Liebes- und Bekennnislyrik durch Christian Günther den Weg gewiesen hat. Inmitten der hochflutenden Ausländerei haben neben dem Elsässer Moscherosch die Schlesier Logau und Ahmann von Abschätz sehr echte, ja leidenschaftliche Töne nationalen Empfindens angeschlagen. Und die großartige gesellschaftliche Organisation, die durch Martin Opitz von Schlesien aus in die deutsche Literatur hereingetragen wird, bestätigt von neuem die eigentümliche Begabung des deutschen Nordostens für festen Gesamtaufbau. Jener neue Kreis der literarischen Aristokratie, die Schicht der deutschen „Gebildeten“, in der sich Adel und lateinkundiges Bürgertum zusammenschließen,

ist wohl zuerst in Schlesien fester umgrenzt worden.

Martin Opitz liegt in Danzig begraben. Die wundervolle Handels- und Seestadt an der Weichselmündung, die den Polen äußerlich einige Referenzen erwies, sich sonst aber in ihrer deutschen Art niemals beirren ließ, hat im 17. Jahrhundert den höchsten Glanz ihrer fast üppigen Schönheit entfaltet. Der herrliche lange Markt, der würdige Artushof und das goldstrotzende Zeughaus, die Ueberfülle der mit reichen Skulpturen geschmückten „Beischläge“ (Vorbaute vor der Haustür), der ungewöhnlich verschwenderische Schmuck der Sinnbilder, Devisen und Abzeichen, mit dem die würdigen, hochgieblichen Bürgerhäuser überstreut sind, über dem allen wie ein Symbol göttlichen Schutzes die mächtige Marienkirche; dicht dabei der fruchtbarste Werder, die amutigsten Laubhügel, der große Strom, der Blick auf das weite Haff — wo in Deutschland wäre solche mannigfaltige Schönheit vereinigt? Und das alles durch und durch deutsch: hier und im Riesengebirge regte sich zuerst ein landschaftliches deutsches Naturgefühl.

Mit dem zerfallenden Polen ging es zu Ende. Der Große Friedrich trug eine neue prachtvolle Welle deutscher Kultur in die polnisch gesunkenen Gebiete des Ostens. Die Bewunderung für den Sieger des siebenjährigen Krieges erbläßt vor der Verehrung, die uns Friedrichs Kulturarbeit, zumal in Oberschlesien, an der Neiße und in Westpreußen einflößt. Nach festem klarem Plane hat er in erstaunlich kurzer Zeit und mit einer zähen Dringlichkeit, die seinen Beamten keine Atempause ließ, wüste Wildnis in blühende Kulturlande verwandelt, das Licht deutscher Bildung in die polnische Finsternis getragen, materiell und geistig eine Erziehung geübt, die dem Rückschauenden fast wie ein Wunder erscheint. Es war das Wunder des festen deutschen und königlichen Willens! „Man hat mir ein Stückchen Anarchie gegeben, mit dessen Umwandlung ich mich beschäftigen muß.“ Von neuem werden deutsche Kolonisten in den früher polnischen oder habsburgischen Gebieten angesiedelt, für Aerzte, Schulmeister, Handwerker, Post und Polizei wird gesorgt, der Bergbau Oberschlesiens ersteht, Kartoffel- und Obstpflanzungen wurden gefördert, der Landmann wird zur intensiven Ackerwirtschaft oft drastisch erzogen: so wandeln sich verkommene Löcher von heut auf morgen in blühende deutsche Städte, die Wölfe wandern nach Polen aus

und machen den preußischen Soldaten und Beamten, diesen wahren Kulturträgern, endlich Platz. Friedrichs friedliche Heldentaten in Westpreußen haben Goethe mit vorgeschwobt, als er das Bild des alternden Faust zeigte. Noch zwei Tage vor seinem Tode erließ der König eine dringliche Order zu Gunsten Westpreußens, das bei Friedrichs Abscheiden ein völlig deutsches Land geworden war, wie niemand zweifelte, auf immer: selbst Napoleon hat es von Preußen nicht losgerissen.

Als er das kurzlebige Schattenbild des Großherzogtums Warschau schuf, ist dort sofort brutal polonisiert worden; von der allzu großmütigen Toleranz preußischer Könige haben die Polen nie eine Ahnung gehabt. Zum Glück hat das lebensschwache Gebilde nicht lange bestanden. Napoleons Stunde schlug. Dem deutschen Osten wird es ewig zum Ruhm gereichen, daß von Königsberg und Breslau die deutsche Erhebung ihren Ausgang nahm; auch General Nork stammte aus westpreußischer Familie. Kants großartige Pflichtenlehre verband sich damals mit dem preußischen Staatsgedanken. Und der Geist der Romantik, der an Deutschlands Befreiung so reichen Anteil hatte, war durch die Ostpreußen Hamann und Herder vorbereitet, erreichte in den Ostpreußen Schenkendorf, Zacharias Werner, besonders E. Th. A. Hoffmann eigentümliche Gipfelpunkte. Ostpreußen war im leichten Drittel und um die Wende des 18. Jahrhunderts geradezu eine der fruchtbarsten Heimstätten deutscher Lebenstrieben geworden. Auch weiterhin hat der deutsche Osten seine deutsche Schaffenskraft immer reicher entfaltet. Gerade heute, da uns Oberschlesien geraubt oder bedroht ist, denken wir daran, daß hier Joseph von Eichendorff geboren ward, der uns die deutsche Landschaft in ihrem eigentümlichen Zauber sehen und lieben lehrte, daß hier Gustav Freitags an der Geschichte groß gezogene deutsche Leidenschaft erwuchs. Die größten Verrücktheiten der Hohenzollern, Willibald Alexis und Adolf Menzel waren Schlesier. Es bewährt sich schon, daß in den Markmännern deutsche Kraft tiefer und stärker wurzelt als bei den Sorgloseren, die fern vom Feind in sicherem Besitz glauben, behaglich ruhen zu dürfen.

Wenn uns jetzt, Jahr für Jahr, immer neue Teile unserer Ostmarken vom deutschen Leibe abgerissen werden, so ist der materielle Verlust an Korn und Kartoffeln, an Kohlen und Erzen wahrlich nicht das Schlimmste, viel schlimmer dünkt es mich, daß uns tapferste

Teile deutschen Volkstums dort verloren gehen, daß gesicherte Posten deutscher Kultur dort zerstört werden. Die Markgrafen des Mittelalters haben stets einen bevorzugten Platz unter den deutschen Reichsfürsten eingenommen; die Markmänner, die heute mit Geist und Leib unsere Grenzen decken, sind, gerade weil sie den Feind kennen und ihm ins Auge zu sehen gewöhnt sind, wahrscheinlich die allerbesten, im Gefühl für nationale Ehre und Pflicht voranstehenden Deutschen, und wer mit Grauen sieht, wie dies Gefühl der Mehrheit des deutschen Volkes abhanden gekommen ist, der wird es doppelt beklagen, wie fürchterlich unsere östliche Flanke zerrissen ist. Aber vielleicht muß es so werden, auf daß wir uns selbst finden. Diese offenen Wunden können nicht vernarben und sollen uns täglich daran gemahnen, daß der verstümmele Leib des Deutschen Reiches der Genseitung nicht fähig ist. Draußen in Ostpreußen besteht noch ein trostiger, tapferer, oft bewährter Vorposten deutscher Art: er mahnt uns, daß wir ihn aus seiner verzweifelten Insellage befreien.

In der Zeit, als Straßburg fiel, dichtete der schlesische Poet Ahmann von Abschätz folgende Verse:

Wollt Ihr Euch unterwinden,
zu tun, was sich gebührt,
ein Hermann wird sich finden,
der Euch an Reihen führt.
Laßt Euch verstellten Frieden
zum Schlafe nicht ermüden;
mit Wachen und mit Wagen
muß man die Ruh erjagen!

Mit Wachen und mit Wagen! Der Schlesier kündet damals in warmherzigem Eifer den großen Führer, der einst das deutsche Elsaß befreien wird. Lebt heute im „Reiche“ das Bewußtsein, daß jeder Deutsche der geraubten Ostmark tätige Treue schulde, daß es sich dort um Edelsteine von reinem deutschen Glanze handelt?

In Rathenow errichteten die Stände dem großen Kurfürsten bald nach seinem Tode ein sehr stattliches Denkmal, unter dessen vier malerischen Reliefs sich auch ein Bild der Schlacht bei Warschau findet, mit der der wundervolle preußisch-deutsche Siegeszug einsetzt, der bis in den Weltkrieg hinein fortduerte. Es war damals, nach den entstößenden Greueln des dreißigjährigen Krieges eine hoffnungslose Zeit. Aber die Inschrift darf von Friedrich Wilhelm melden: „Er zerbrach das polnische Joch und sicherte die deutschen Grenzen.“

Rundschau

Die geistige Marienburg

Von Martin Dütschke

Zur Marienburg war die Fahrt gegangen. Die zugänglichen Räume der Burg hatten sich mit ihrer köstlichen Schönheit und mächtvollen Geschichte der jungen Schar nur allzukurz erschlossen. Volkstänze und alte Lieder hatten dann vor den Toren im Grünen die Stunden gefüllt. Nun es dämmerte, lagerte sich die Schar auf dem grünen Rasen. Die Stimmen schwiegen und die Bilder des Tages zogen an den Seelen noch einmal vorüber. Und alle anderen überstrahlte das eine herrliche Bild: die erdruchtende Burg mit dem himmelanstrebenden Turme des Hochschlosses. Da drängte es noch einmal die Jugend zu ihr hinauf auf den Turm, von ihm das alte Ordensland zum Abschied zu grüßen. Die Greifensfahne flatterte im Abendwinde der Schar voran, bis sie vor dem alten Tor des Schlozeingangs sich grüßend senkte. In den Kreuzgängen huschte schon die Dämmerung und schien vergangenes erscheinen zu lassen. Dröhrend, als führte sie den Schritt von Eisenmännern, hallte die Turmtreppe, und nun wurden oben die Luken aufgestoßen. Da lag tief zu Füßen das Schloß wie ein feierliches Geheimnis, ernst und gewaltig, im Schweigen die Sprache mächtvoller Jahrhunderte redend, weit in lieblichem Kranze umfaßt von dem beschirmten Lande. Ganz still wurde es. Die Schritte der Schauenden, die zu den Fenstern drängten, wurden leise. Sie wollten alle die Sprache der Vergangenheit nicht stören, die mehr und mehr zu leben begann. Es überkam alle wie Andacht im Heiligtum. Ja das war es: sie fühlten, daß wir auf heiligem Volksboden standen. Und es war, als ob sie in der Dämmerung sichtbar würde, die große Völkerwanderung in den Osten. Wie es so oft in den Ohren geklungen hatte, jetzt wurde es der Seele lebendig, das Lied, das einstmais durch Deutschland gesungen wurde, und sie alle, die Ostmarkenfahrer, hierhin und weiter gezogen hatte:

„Nanr Østland willen wñ rijden,
Nanr Østland willen wñ mee,
All over die groene heiden
Frisch over die heiden,
Daer isser een betere stee.“

Ernst Hammer hat in seinem herrlichen Marienburgfestspiel den Geist, dem dieses Lied entsprungen, so schön in unsere Sprache gefaßt:

„Denn wenn wir ostwärts fahren,
Sind wir in Hoffnung stark,
Dich, Østland, zu bewahren
Als feste deutsche Mark.
Dort wollen wir uns gründen
Den eignen warmen herd
Und eine heimat finden,
Die unsrer Liebe wert.
Drum laßt uns rüstig reisen!
Nach Østland geht die Fahrt.
Dich, Østland, wollen wir preisen,
Du bist von deutscher Art.“

Und so ist ja durch Jahrhunderte der Strom deutscher Volkskraft über Elbe und Donau, über Oder und Weichsel gezogen bis in die Ostalpen, bis zum Finnischen Meerbusen. Und deutsch ist das Antlitz der Erde geblieben, deutschen Volks- tums Boden bis auf den heutigen Tag.

Wo sind die Nachkommen derer, die in der ersten großen Völkerwanderung in Sieges- und Wanderzügen bis zum fernen Süden, bis nach Italien, Spanien und Afrika gezogen sind? Nur halbverlungene Sagen künden uns noch von ihnen. Ihre Spuren finden wir nicht mehr auf der Erde. Und was sind die Millionen deutscher Volksgenossen uns gewesen, die in jener großen Völkerwanderung des 18. und 19. Jahrhunderts über den Ozean in die neue Welt gezogen sind? Von ihnen kündet keine Groktat der Kraft und des Geistes. Im fremden Volkstum sind sie untergegangen oder drohen es zu tun. Aber hier, an den Gestaden der Østsee hat deutsche Volkskraft sich im Laufe eines Jahrtausends stark und lebendig erhalten. Denn hier, an der Weichsel und Nogat, war die wichtige Grundstellung der Macht, die auf dem neuen Siedlungsboden von der Neumark bis zum Peipussee das junge deutsche Leben zum Deutschordensstaate zusammenfaßte. Mit eiserner Kraft hat er das Neuland gesiegt und beschirmt, seinem Schutz und Schaffen müssen noch jetzt Millionen Deutscher ihr Dasein danken. Preußen und Deutschland müssen ihm Tochter- und Enkelstaat heißen. Und hier, hier schlug das starke Herz dieses männlichen Staates.

Marienburg, du heiliges Herz der Ahnenkraft, wie schlugst du einst gewaltig! — Nein, nicht einst, noch jetzt, noch heute schlägt dein Herz auch uns! Und es ist wie ein drängendes Wogen in unserer Brust, das Tiefempfundene und Unaussprechliche in Worte zu fassen. Nur Dichtermund vermag das. Wir danken es auch Ernst Hammer:

„Aus diesen Mauern, die in stummer Pracht Verkünden, was nur Steine reden können, Taucht die Vergangenheit zu uns empor Mit träumendem Gesicht und spricht aus Schlaf Und lastender Vergessenheit ein Wort, Das uns wie Stein in unsre Seelen sinkt, Dies Wort heißt: Ihr seid Enkel und seid Erben. Aus eurem Antlitz schauen noch die Augen, Die hier in diesen Schlössern längst vermodert. In euren Adern leben noch die Menschen, Die sich als Schutz um diese Mauern stellten. In eurem Geist glüht noch die Andacht auf, Die hier die Inbrunst dieser Steine formte. Und noch ist Stahl im Muskelspiel der Glieder, Die hier durchglüht das Feuer der Begeisterung.“

Ja, so war es, als wir, der großen Ahnen würdig, das heilige Schwert zur Wehr zogen und nah diesen Mauern fast, bei Tannenberg, dem Feinde Einhalt geboten und ihn zurückwarfen bis hinter Pleskau und Narva, den fernsten Grenzburgen, die einst der deutsche Ritterorden zum Schutz deutschen Volkstums im Osten gebaut hatte. Bis dann die Kraft versagte und erlahmen mußte, der Wall deutschen Volkstums durchlöchert wurde, und die feindliche Flut in das deutsche Land einbrach, tief hinein, bis vor diese Mauern! Da zeigte es uns die furchtbare Gefahr der Stunde, wie ein Blitz im Wetterdunkel das nächtliche Land grell und überscharf erhellt: die Marienburg ist das Sinnbild des Deutschtums! Und nun wissen wir es: dem ganzen deutschen Volke gehört diese Burg als heiliges Symbol des gefährdeten Deutschtums im Osten. Das müssen wir auch allen Volksgenossen im alten Mutterlande in West und Süd predigen und müssen die Marienburg zum unverlierbaren geistigen Eigentum aller Deutschen machen, auch derer, die, fern dem Osten oder fremd ihrer Geschichte, vermeinten, der Deutsche Ritterorden habe hier Zwing- und Raubburgen erbaut, deren frevelnde Herren das Los Störtebecker's, des Seeräubers, verdient hätten.

Oswald Spengler ist es gewesen, der in seinem Buche „Preußenium und Sozialismus“

dem Seeräubertyp des landausbeutenden englischen Wikings, der den unterworfenen Ländern keine Kultur bringt, den Deutschordensritter, als typische Gestalt des im Neuland Kultur schaffenden Deutschtums gegenüberstellt. So zeichnet Spengler den Ordensritter als den für das Deutschtum bezeichnenden und vorbildlichen Kulturschöpfer. Er hat mit der Macht das Recht, mit dem Schwert den Pflug, mit der Burg des Ritters das befriedete Haus des Bürgers, mit dem befehlenden Wort das kulturschaffende Schrifttum, mit der körperlichen Kraft die strenge Sucht christlichen Geistes gebracht, des Geistes, von denen der preußische Offizier und Beamte sein eisernes Pflichtgefühl, aus dem das ganze preußische Volk den kategorischen Imperativ der Pflicht empfangen hat.

So predigt das schwarze Kreuz auf weißem Grunde hier um uns das Gebot der Pflichterfüllung durch Selbstüberwindung, die Mahnung selbstloser Hingabe an das Höhere, an Staat und Volk im Dienste Gottes. Ernst mahnt es unser Volk: zurück vom selbstsüchtigen Gewinn und Genuß, hinauf zu selbstlosem höheren Sein, hinauf zu dem, das unser Ich überdauert, zum Unvergänglichen, Ewigen.

Und da steht aus den fürstlichen Gemächern der Hüter des Ewigen, einst so oft von deutschem Rittermunde besungen und gefeiert: Parzival, der Hüter des Grals. Wo könnte er sonst noch zum Leben erstehen, wenn nicht hier, wo der ritterliche Orden von Sankt Marien seinen Staat geschaffen als Abbild des verklärten ritterlichen Gottesstaates des Gralkönigs, in dem Recht und Gerechtigkeit, Schwachheit und Armut gehütet wurden nach dem strengen Ordensgesetz; wo Selbstaufgabe bis zum Tode gewohnter Brauch war. — In seiner Rechten hält Parzival den Gral, die heilige Schale voll göttlichen Blutes; in irdischer Hand das Ewige. Nur der erringt es gleich ihm, der in reinem Streben sich selbst überwindet, sein Leben heiligt, und, über sich hinausstrebend, Gott gewinnt.

Schwarz steht das Ordenskreuz über des Grals strahlender Schale. Durch viel Leid sind wir Deutschen gewandert und wollen oft verzagt ermatten. Und doch treibt es uns vorwärts, durch Leidenschaft zur Sonne höheren Seins, zum ewigen Licht. „Denn Du mußt leiden, willst Du ewig sein“, läßt Ernst Hammer den aus der Gruft erstandenen Hermann von Salza sprechen, „aus den Remtern der ewigen

Marienburg genah." Wir sehen ihn im Geiste
Parzival die Rechte reichen, mit ihm vereint
den Gral zu hüten.

„Du ewige Marienburg!

Von deiner hoherhabenen Wehr
Schauen die Toten, die für uns gestorben,
Grüßend mit stillem Lächeln her.
Sie haben uns große Zukunft erworben.
Laßt uns lächeln in aller Not!
Wir glauben die ew'ge Marienburg.
Wir glauben an heiligen Opfertod.
Sie weisen uns durch Nacht und Grauen.
Schon könnt ihr das neue Morgenrot schauen."

Hell leuchtet sie uns hier, die Morgenröte
deutscher Kraft und deutschen Geistes, gottent-
flammt. Wir fühlen in diesem deutschen Heil-
igtum: große heilige Kräfte eines Volkes, das
sich nicht selbst verliert und aufgibt, brauchen
nicht verloren zu gehen. Sie können wieder-
erstehen und weiterwirken. Sie können uns
Leben spenden und Wiedergeburt erschaffen,
Ewiges offenbarend. So wollen wir hier an
dieser heiligen Stätte zu bauen beginnen und
wollen sie weiterbauen überall in deutschen
Ländern: die geistige Marienburg.

Die Ostmark als das natürliche Gehäuse des Ordensstaates

Von Fritz Braun

Das Dichterwort, der Geist selber baut sich
seinen Körper, gilt auch für die Völker der
Menschen. Haltet ihr das für eine billige,
leichtlich gesprochene Redensart? Dann seht euch
nur einmal in einem allemannischen Dorfe um,
wo die Gehöfte in blühenden Gärten verschwin-
den und uralte Bäume den herrlichen Schmuck
des Angers bilden, und wandert hierauf ein
paar Meilen weiter, bis ihr in eine welsche
Ortschaft kommt. Hügel und Täler schwanken
und sinken hier wie dort, die natürlichen Be-
dingungen sind genau die gleichen, und doch
schreitet ihr in der Siedlung verwelschter Loth-
ringer zwischen kahlen garstigen Mauern, über
die sich keines Obstbaumes blühende Reiser hin-
wegschwingen. Aber an anderen Stätten werden
wir auch denselben Zeuge, daß derselbe Menschen-
schlag von verschiedener Natur auch ganz gegen-
sätzlich beeinflußt werden kann, je nachdem
sich seine Angehörigen auf einer Waldlichtung
niederlassen oder auf einer endlosen Steppe,
 deren Fläche sich, einem grau-grünen aleere
 vergleichbar, in endlose Ferne dehnt.

Diese Erfahrungen gelten auch für die deut-
schen Volksgenossen, die unsere entlegene Ost-
mark aus unwirtlicher Wildnis in ein trauliches
Gehäuse deutscher Kultur verwandelten. Auch
bei uns war es der Geist, der sich seinen Körper

baute, aber dieser Geist ward doch auch selber
wieder auf das mannigfaltigste beeinflußt von
den stillen, steten und doch so starken Ein-
flüssen der mütterlichen Erde, denen sich schließ-
lich jeder Widerstand ergibt.

Wollen wir uns ein Bild davon machen, wie
es in unserer Ostmark in jenen Tagen aus-
schaute, da Hermann Balke mit seinen Getreuen
von den hohen Weichselufern des Kulmerlan-
des in die Fluren hineinspähte, die seinen
Ordensbüdern eine neue Heimat und ein ge-
segnetes Arbeitsfeld bieten sollten, so dürfen
wir kaum nach einer Karte greifen, welche die
Siedlungsverhältnisse unserer Tage veranschau-
lichen soll. Das breite Tal der Weichsel und
das geräumige Delta dieses Stromes, Land-
striche, die bald zu den gesegnetsten Gauen
unseres Vaterlandes zählen sollten, waren da-
mals noch pfadloser Sumpf, in dem hier und
da und dort un durchdringlicher Buschwald wuchs
und auf dem welligen Gelände der Seen-
platten mochte der Wald einen weit größeren
Raum bedecken als heute das Nuhland. In
diesem mächtigen Urwalde hausten die einzel-
nen Stämme der Pruzzen auf verhältnismäßig
kleinen Lichten, deren räumliche Trennung
es uns erklärlich macht, daß sie sich kaum je-
mals zu einträchtigem Zusammensetzen ver-
einigten, und daß die Zwietracht als ihr Erb-
fehler gerügt werden mußte.

Nur an drei Stellen waren die Siedlungen
größer und zahlreicher, hatte der Wald auf
weiten Strecken dem leichten, den Erdboden nur
oberflächlich riegenden Pfluge der slavischen und
pruzzischen Bauern weichen müssen: im Kulmer-
lande, an der Ostgrenze Pommerns, wo sich
zwischen Neuenburg und Danzig etwa die pom-
merellische Seenplatte zur Weichselniederung ab-
dacht, und im Samlande. So wurde denn auch
das dicht besiedelte, fast waldlose Kulmerland,
wo seit altersher slavische Bauern hausten, eine
Art sicheren Widerlagers, das die weitere Fern-
wirkung der erobernden Tätigkeit erst ermög-
lichte.

Nun war es durchaus kein Zufall, daß die
lange Reihe der festen Ordenshäuser grade der
Weichsel, dem Ufer des Frischen Haffes und
dann dem Pregel und der Memel folgte. Wir
dürfen beileibe nicht etwa glauben, daß die
größere Fruchtbarkeit dieser Gebiete oder auch
nur ihre bessere Wegsamkeit die Ordensritter
zu ihren Maßregeln bewogen. Von jener durfte
man erst in späteren Tagen reden, als Deiche
getürmt und Gräben gezogen wurden, und was
es mit der Wegsamkeit der Flußufer auf sich
hat, weiß jeder, der bei dem Bestreben, dem
Flußtal zu folgen, eine Querschlucht nach der
anderen überwinden mußte.

Ein fremder Gast der ewigen Stadt, der in
ihre alten Katakomben eindringt, hält dabei
wohl ein Sädenknäuel in der Hand, dessen
langsam abrollender Faden ihm späterhin den
Weg zum Ausgang des unterirdischen Labyrin-
thos weisen soll. Eine ähnliche Rolle spielten
bei dem Vordringen der Ordensritter die Strom-
ufer und die Haffküste. Sie gaben den neuen

herren jenes Gefühl der Sicherheit, das den Menschen überkommt, wenn er weiß, wo der Weg zur Heimat führt. Schon das bloße Bewußtsein, in wohlbekanntem, übersichtlichem Gelände zu weilen, ließ ihnen die Fremde weniger schreckhaft und ungästlich erscheinen, und außerdem erleichterte der wehrhafte Halbkreis starker Ordensburgen alle Unternehmungen gegen die von diesem Halbkreis umschlossenen Pruzenstämme.

Betrachten wir das Ordensland auf einer physikalischen Karte, so geraten wir leicht in Versuchung, im Weichsel- und Memeldelta die beiden wichtigsten Siedlungsräume dieses Gebietes zu erblicken. Die Vorstellung ist aber falsch, denn das große Stromdelta des Nordostens ist lange nicht in dem Maße in Ackerland verwandelt worden, wie das mit den weiten Niederungen zwischen Weichsel und Nogat geschah, die längst zu den fruchtbarsten Gauen ganz Deutschlands gehören. Eine ähnliche Zwiespältigkeit besteht wohl; der weite Siedlungsraum ist aber nicht so sehr das Memeldelta, als vielmehr das Land südlich des Pregels, dessen Wälder nach der Befreiung durch den Orden rasch zusammenschrumpften. Diesem fruchtbaren Gau und den schon früher urbar gemachten Gefilden des Samlandes, dessen See- und Sumpfrahmen bereits den Pruzen erhöhte Sicherheit geboten hatte, dankte auch Königsberg die rasche Zunahme seiner Volkszahl und wirtschaftlichen Bedeutung.

Dennoch blieb das Pregelland, verglichen mit dem unteren Weichselgau, wie im Halbschatten liegen. Die ungeheuren Waldungen Szamaitens blieben für die deutsche Kolonisation ein unüberwindliches Hindernis. Erst jenseits dieses Baummeeeres fand sie in der mächtigen Seestadt Riga einen neuen Ausgangspunkt. So entwickelte sich denn der Gau an der unteren Weichsel in mehr als einer Hinsicht zu dem Kernlande des Ordensstaates. Um das zu erkennen, braucht man ja nur die drei Stadtnamen Danzig, Marienburg und Elbing aufzuzählen. Hier in der glänzenden Nogafeste saß der Hochmeister mitten in dem reichen Lande wie die Kreuzspinne, welche die Stelle ihres Necks zum Aufenthalt wählt, von der alle radialen Fäden des kunstvollen Gebildes ausgehen. Hier mussten die Gebietiger jede Erstürmung ihres Staates, von welcher entlegenen Stelle sie auch ausgehen mochte, am ehesten verspüren. Von hier aus ließ sich den Feinden am besten wehren; bierher strebten auf der breiten Heerstraße durch Pommern die Kreuzfahrer, welche den Weißmänteln von Westen her zu Hilfe zogen, hier war man der mächtigen Weichselkönigin, die einst Pommerns Hauptstadt gewesen war, und die sich dann zu einem recht bedenklichen Fremdkörper im Ordensstaate zu entwickeln drohte, gleichzeitig fern und nah genug.

So lagen die beiden wichtigsten Siedlungsräume des Ordenslandes nebeneinander wie zwei concae d'oro, zwei goldene Mäuseln und fruchtbare Fluren, umfangen von der sichernden

Schale grünen Waldes, der weiten „Wildnis“ wie die Ordensritter jenes Baummeeer getauft hatten, welches die Feinde von ihrem Lande fernhalten sollte. Dass die westliche dieser beiden Lebenseinheiten, die im Ordensstaate zusammengesetzt waren, von weit stärkerem, reicherem Leben pulsie, lag nicht nur daran, dass sie über fruchtbaren Ackerboden verfügte und dem deutlichen Vaterlande weit näher lag als der Pregelgau. Auch den Umstand müssen wir dafür verantwortlich machen, dass die Weichsel schließlich eine mächtige Heerstraße darstellte, die tief in das Herz des Festlandes hineinführte, während der Pregel letzten Endes doch nur ein Fluss von mittelmäßiger Bedeutung blieb. Aber was nach der einen Seite Segen bedeutete, wurde nach der anderen zum Fluch. Erregte doch gerade diese Kunst der Lage die brennende Habgier des südlichen Nachbarn, der Widerstand zu leisten der Ordensstaat auf die Dauer kaum imstande war, weil er sich nicht auf ein einheitliches Volkstum stützen konnte, sondern selber ein Abbild der alten Heimat war mit jener ständigen Zerklüftung, die das Deutsche Reich jener Tage zum Zerrbild eines Staates mache. Aber war nicht an diesen Zuständen der Boden des Landes selber zum guten Teile schuld geworden? — Die Bauern in den fruchtbaren Stromniederungen, die weltlichen Junker auf dem leichten Boden der großen Waldlichtungen, die für den Großgrundbesitz wie geschaffen waren, die Bürger in den Handelsstädten an Meer und Strom, und die Kreuzritter auf den festen Komtureien, die noch nach Jahrhunderten den Weg der ersten Eroberer kennzeichneten, hatten sie nicht alle ihre Sonderstellung von der Natur des Landes selber zugewiesen bekommen? Einer starken Monarchie wäre es vielleicht gelungen, all diese Sonderbestrebungen in einer festen, folgerichtigen Politik zu vereinigen; die Herrschaft der landfremden Weißmäntel, die mit den Jünglingen des Landes nicht jung gewesen waren, die brechenden Auges auf keine Söhne und Enkel Segen herabflehten, war dieser Aufgabe nicht gewachsen. So fand denn der Staat Winrichs von Knippröde jenes klägliche Ende, das wir mehr auf die selbstmörderischen Umtriebe der Stände, als auf die unwiderstehliche Gewalt des polnischen Schwertes zurückzuführen müssen.

Jahreslauffpiele der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle

Von W. Hahne

Der Jahreslauf in einer Folge
von Spielen

Mittwinter: Wende zum Licht;
Vorfrühling—Hasenacht: Stürmendes Erwachen
des Lebens;
Ostern: Strahlendes Siegen;
Mai: Leuchtendes Sein, Liebe und Freude;
Mittsommer: Höhe und Reife;
Herbst—Ernte: betrachtendes Sorgen für kom-
mende Not und weiter Blick auf neues hoffen;

Jahresende — Seelenfest: Rückwärtsschauen, Ewigkeitsgedanken, Stille und Kräftesuchen für neuen Anstieg.

Gleichnis allen Geschehens, auch des Menschen- und Völkerlebens, Ausdruck ewiger Gesetze, uns Menschen allen immer nahe und Vielen so fern geworden, wie alles „Naturhafte“, alles „Schicksal“ —. Aus Volksbrauch, Sage, Märchen, urwüsigem Sang und Wort flossen uns Bilder und darstellendes Geschehn im wechselnden Lebensrhythmus der Jahreszeiten zu Festen zusammen, zu feierlichem „Begehen“ der Höhepunkte des Jahresgeschehens, und wir sahen uns bald umgeben von Tausenden, die veritan- und miterleben wollten: wieder hineinschwingen wollten in das ewige Wellen, dessen Bewußtwerden für unser kleineres und größeres Leben so viel hält, Trost, Freude und Hoffnung bringt, gerade weil es fern ist dem Hassen und Hassn aller Gegenwart und ihr doch in allen Seiten das Lebensgesetz gibt. Es ist nicht Zufall, daß diese Spiele bewußtes Schaffen geworden sind in der „Landesanstalt für Vor- gesichtige“ zu Halle, einer Forschungsanstalt, die nach der Türüberschrift „Unserer Vorzeit“ geweiht ist. Das Wissen von Jahrtausende-, ja Jahrzehnt- und hunderttausendelangen Entwicklungsgängen der Menschenart, aus dem unser Volk, unsere Art, wir mit allen unseren Lebenserscheinungen hervorgewachsen sind, weiß ohne Weiteres auf solche Wege des Denkens und Erkennens — vorausgesetzt, daß nicht die Kunde vom Menschen so behandelt wird, wie Justus v. Liebig „es manchen Wissenschaften vorwarf: als „herumshaufern von Tatsachen.“

„Seht, ich säke an den ewigen Quellen, Fäden spinn ich Euch aus weiten Fernen, ihres Anfangs Wurzeln sind verborgen, ihres Endes Wahl in Eurem Willen“, ruft die Wala unserer Spiele. Gegenwarts- und Zukunftskräfte und neuer Wille sollen aus dem Altum hervorgehen.

Und wieviel nicht nur „Schönes“ lebt in unseren Volksbräuchen, Volksliedern, Volksstänzen — und alles gliedert sich nach dem Jahreslauf! Frühling und Jugend, erst sehend, leise oder wild, dann hoch und ernst heilig; Sommer und festes Schreiten in Kampf und Sieg; Herbst und Ernte, Stillwerden; Winter und Sterben, aber niemals Ende und Verlöschen. Das ist nicht unserer Art, nicht nordländisch, nicht eigene „Weltschauung“ der Menschen, die immer wieder die Sonne, das Licht und Leben aus dem „Winterschlaf“ emporsteigen sehen in tausendfacher Gestalt seit Urzeiten. „Immer wieder steigt das Leben aus dem Tode“ ist Nordlandsglaube!! Im Sang und echten Weisen, vor allem auch in dem so viel verkannten, mißhandelten „bewegten Ausdruck“ des Tanzes. Wir können einfach nicht mehr anders, als in jeder Jahreszeit bestimmte Tänze, bestimmte Weisen erleben und darbringen — ja erleben, selbstverständlich nicht gewollt oder gemacht, und das ist so schwer, weil soviel Ablehnen und Abwerfen dazu gehört, und soviel echtes Wissen und Bejahen: vom Men-

schenleib und seinen Bedingtheiten, vom Fühlen, Denken und so vielem Natürlichen, das mit so vielen Namen behängt ist, die die großartige Einfachheit verbergen unter gequälten Kultur- und Bildungskunststücken und deren Erfinder hochmütig auf „Natürliches“ herabblicken oder es verschütten möchten unter Überzüchtetem, Übersteigendem oder — unter dummer Dummheit. Für Jungs und Alte laufen die Quellen hellster Feude aus der natürhaften Bejahung des immer siegreichen Lebens, gerade auch in den Festen, die das Jahr gibt. Wollen die in schwerem Erdienst gealterten Glieder nicht mehr mitmessen, so können es die Glieder des „Geistes“ und der „Seele“, von denen die besten Kräfte der Art, des Stammes, des Volkes, der Menschheit getragen werden.

Aus gemeinsamem Feiern bringt Jugend und Alter mehr Wissen von einander, mehr Vertrauen zu einander, mehr „Großmenschliches“ mit heim, als von anderen gesprochenen und gedruckten Lehren. Und wenn jeder an seiner Stelle, jedes Dorf, jede Stadt, jedes Land jedes Volk in dem größeren Sinne, der gerade heute, da die Welt und ihre Menschen zur Einheit strebten, überall verstehbar werden könnte, das Seine erst wußte und heilig ernst nähme, dann könnte auf der Grundlage ewiger Gesetze eine erdhafte Art Friede möglich werden. Das ist ein hohes Ziel hinter dem „völkischen“, heimatentsprossenen Suchen und Sagen. Die Wege, die je zu Höhen geführt haben, beginnen im Engsten: Aus Heimat und Heiligtum zu Menschheitsverstehen! Fern aller „Tagesspolitik“, aller „Tendenz“ wollen wir bleiben. Wissen fördern für Einzelne und Viele, von unseres Landes Art soll die Rede sein und seiner Menschen Werden, von den uralten Erinnerungen, die in Brauch, Sang, Tanz und Feier enthalten sind, von den Kräften, die alles Menschtum im Lebten hervortreiben, wo nicht die Finsternis und ihre Boten siegen: spöttelndes Unwissen, höhnisches Nichtwollen, Zersetzung und Zerstörung trüchender Ich-Wahn die uralten Leuchten der Menschheit verdecken. In einfacher Form des Jahreslaufspiels, der uralten Grundform aller höher geformten Arten des darstellenden Sagens und Singens, Schreiens und Tanzens; es ist einmal wieder Zeit, daß wir uns befinnen, woher wir kommen, wir und unsere „Kultur“. In dieser Zeit der Wende wird es sich entscheiden, wer als Einzelner, welche Gemeinschaft, welches Volk fähig sein wird, in die eigenen Wurzeln sich zurückfindend, aus den uralten Nährquellen des Stammes und seiner Äste den Blättern und Blüten neue Kräfte zuzuführen, daß sie im neuem Frühlingswerden altes Wollen, alte Sehnsucht, erfüllen und wucherndes Unkraut überwachsen! Kein völkischer Hochmut, kein Rassen- und Klassen- oder sonstiger Haß hat Platz, wo Kraftquellen fließen zu ehrlichem Kampf, aber auch kein Kleinmut, kein Selbstverleugnen, kein Ducken und Dümmlingsdämmern, „Wir wollen wissend leben.“

Ein Volk ist ein Wald, auch die Menschheit — stiller Gärtnere sein im Großen ist allzeit die

hohe Aufgabe rückschauender und zukunftsbe-reitender Wissenschaft und Kunst. Wissen und Können ist aber vor allem Wollen vor jeder Tat. — So darf, ja muß Maienfreude sein auch in dunklen Zeiten, denn die Frühlingsfeier jedes Jahres weist auf den immer siegreichen Kampf hin, den das Licht gegen die Finsternis kämpft, das Leben gegen die Vernichtung. So wollen wir im Osten zusammen sein im Blick auf die Maienonne!

Gedanken über das Marienburger Festspiel

Von Ernst Hammer

Der Gedanke, die Marienburg als geistiger Mittelpunkt des deutschen Orients¹, ist wohl von allen Ostdeutschen mit großer Freude begrüßt worden. Inzwischen ist der Marienburg-Bund gegründet worden, und man geht an die Verwirklichung jenes Planes. Zu dem Programm der „geistigen Marienburg“ gehört nun auch ein Festspiel.

Was nun die Art des Festspiels anbetrifft, so ist dafür in erster Linie die Bühne maßgebend, die man in der Marienburg erbauen will. Soll es eine Bühne im geschlossenen Raum, etwa in einem Kremter, werden, also eine Kastenbühne, wie sie unsere Theater zum größten Teil besitzen, so käme nur ein Charakterdrama in Frage. Aber ich glaube kaum, daß man diese geschichtlichen Räume auf diese Weise wird verunstalten können, noch wollen. Auch wären die Räume, die zur Verfügung stehen, zu klein. Es kann sich nur um ein Freilichttheater handeln. Was mit einer solchen Bühne in bezug auf den Stil des Festspiels notwendig verbunden ist, sofern es sich um ein Theater für Taugende handelt, habe ich in meinem Aufsatz „Festspiele im Freien“ auseinandergesetzt. Hier will ich nur noch von der Bühne selbst, die anzustreben ist, reden.

Im Hochschloß und im Mittelschloß scheint mir dafür kein Platz zu sein, wenn auch der Gedanke eines Festspiels auf dem Hofe des Mittelschlosses außerst reizvoll ist. Es bliebe ein Platz außerhalb der Burg, vielleicht im Niederschloß, und man hätte hier die Möglichkeit, etwas in seiner Art Vorzügliches herzurichten. Wie müßte nun eine solche Bühne beschaffen sein? Immer vorausgesetzt, daß es eine Bühne würde für ein wahres Volksfest, wo Tausende zu gleicher Zeit an einem inneren Erlebnisse teilnähmen, einem Erlebnisse, nun sagen wir mal, „religiöser“ Natur, das uns den Schrift und Sinn der Weltgeschichte zeigt, mit jener dramatischen Wucht, Spannung und Steigerung, die durch eine solche Bühne, richtig verstanden, bedingt werden. Es handelt sich um eine neue Kunstform. Ich denke über diese Bühne folgendermaßen:

Erstmal müßte sie dreiteilig sein, d. h. aus drei breiten Rampen bestehen, die übereinander liegen, getrennt durch Rasenböschungen, die man mit Findlingsblöcken monumental schmücken

könnte, verbunden in der Mitte durch breite Treppen, die die Möglichkeit der Bewegung von Massen hinauf und hinab böten. Diese drei Rampen müßten nach dem Hintergrunde, also als Krönung, abgeschlossen sein entweder mit einem Turm oder einem gebäudeähnlichen Mauerwerk. Turm oder Gebäude müßten mehrere Türe haben, die auf die oberste Rampe hinaufführen, und darüber einen Söller, der die Möglichkeit einer vierten Bühne schaffte, wenn von irgendeinem Gebäude gesprochen oder gespielt werden sollte. Man denke an die Shakespearische Bühne! Diese vier Bühnen, die drei Rampen und der Söller, gäben eine Fülle von technischen Möglichkeiten für die Ausgestaltung des Festspiels, über deren Einzelheiten hier nicht gesprochen werden soll. Es handelt sich natürlich nur um eine Stilbühne, mit Naturalismus ist hier nichts zu machen und soll auch nichts gemacht werden. Jede Form ist zugleich Inhalt. Das Technische ist vom Geistigen in der Kunst nicht zu scheiden, das handwerkliche gehört dazu. Es ist ein Fehler der modernen Kunstbewegung, daß die Bühnenschriftsteller so selten in Beziehung stehen zur Bühne. Hier in Marienburg ist die Möglichkeit vorhanden, von vornherein diese Beziehungen zwischen dem Geistigen und Technischen zu schaffen und festzulegen. Der Dramatiker muß während seiner Arbeit seine Bühne im Auge haben, oder aber gewiß sein, daß das, was er gestaltet, darstellbar ist, daß also der Spielleiter ihm folgen wird, kann und muß, ja daß sogar der Baumeister nicht selbständig handelt, sondern aus dem schon festgelegten oder fertigen Kunstwerk die Stätte schafft, die das Kunstwerk zum Leben, zur Wirkung bringt*).

Massenkonsum

Danziger Theaterschau: 1921—1922

Von Willibald Omankowski

Wieder ist ein Theaterwinter verstrichen: Das künstlerische Ergebnis ist kläglich. Es steht einem bis zum Halse, immer und immer wieder auf die Hebung des Spielplanes hinzuweisen. Man hört auf Einwände immer das gleiche Lied: einmal hindert die Oper einen zeitgemäßen Schauspielbetrieb, ein anderes Mal sollen es die Abonnenten sein, die nur das sehen wollen, was ihnen hier vorgezeigt wird, ein drittes Mal sind technische Schwierigkeiten daran schuld, und so schlept sich der Betrieb weiter! Nur nichts Literarisches! Nur nichts ganz Modernes! Da bleibt das haus leer. Und leere Häuser sind bei den jetzigen Zeiten verlorene Schlachten, und viele verlorene Schlachten machen einen verlorenen Krieg. Direktor Schaper hat noch das Glück, daß ihm die Praxis recht gibt. Gute, zeitgemäße Bühnenwerke quälen sich mühsam durch zwei, bestenfalls drei Abende. Er denkt wenig daran, daß er als Bühnenleiter,

* Der Platz für das Festspiel ist inzwischen von den Herren des Marienburgbundes und dem Verfasser des Festspiels, Ernst Hammer, gefunden.

Zumal in Danzig, auch Erzieher sein soll, und legt sich mit dem ruhigen Gewissen schlafen, daß die Bühnen gleichgroßen Städte künstlerisch noch trauriger wirtschaften. Es ist erst ein paar Wochen her, daß die unsrige ernstlich in Gefahr war. Nun wohl: was so wackelt, soll getroft fallen! Dies ewige Stützen und Heben der Alterschwäche macht nachgerade einen peinlichen Eindruck. Man sehe sich diesen kläglich zusammengefloppelten Spielplan an. In acht Spielmonaten ganze drei literarische Wagnisse. Die große Masse lehnt das ab? Unsere Urgroßeltern haben die Eisenbahn auch abgelehnt, und wir fahren heute darauf und wären froh, wenn es erst so sicher durch die Luft ginge. Unsere Bühnenkunst bleibt somit nach wie vor Massenkonsum: ein paar literarische Kleinigkeiten, angenehmere Unterhaltung bis plattester Kitsch und Kino. Fünf ganze Klassikeraufführungen, ein bisschen unendlich abgespielter Ibsen, und sogar vier (besser zwei und zwei halbe) bedeutende Gäste.

Zwar hat Herr Arthur Brau gewetter vor kurzem in dieser Zeitschrift den Danziger Spielplan sehr gelobt; er wird schon seine Gründe dafür haben, und er kann sich damit trösten, daß er tatsächlich den Standpunkt jener nicht unbeträchtlichen Masse vertritt, die alt genug ist und froh, sich im Theater einschaukeln zu lassen. Wir aber, die nicht hinter, sondern in der Zeit stehen, wollen die Kunst, die diese Zeit spiegelt. Wir wollen weiter und haben vollstes Anrecht, auch auf unserer Bühne jene Männer kennen zu lernen, die wahrhaft die Zeit künden; ihre Namen habe ich hier oft genug genannt.

Verheizungsvoll begann die Spielzeit mit der Aufführung von Wilhelm von Scholz', „Der Weltlauf mit dem Schatten“. Das Stück gehört zum Kapitel vom seelen- und zukunfts-durchleuchtenden Blick des schöpferischen Menschen. Es bringt den Auseinanderprall von Konflikten, geboren aus Phantasie und Wirklichkeit. In keinem seiner Werke, die „Dertauschten Seelen“ vielleicht ausgenommen, zeigt sich so stark und unmittelbar das Wesen der Scholzschen Dramatik; die Brüderlichkeit zwischen Dichter und Erdichter, zwischen dem selbstverlorenen Träumer und dem harten, erbarmungslosen Grübler; aber auch zwischen dem kühnen Werfer und dem bedachtsernen Konstrukteur, zwischen dem absoluten Künstler und dem routinierten Theatermann. Dab das dieses Spiel zwischen Dämmerung und Tageshelle, zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Fühlbarkeit und Tatsächlichkeit mehr als zwei Stunden lang unser höchstes Interesse in Anspruch nimmt, das sich zuweilen in eine geradezu unheimliche Spannung aussteigert, daß bei der Gewagtheit und Sprödigkeit dieses Stoffes (der kaum Stoff für ein Drama ist), die Intenität der psychologischen Denkarbeit, schärfste Logik, knapper Szenenbau, geschliffener Dialog mit allen Scholzschen Feinheiten der Sprache, zahlreiche Bedenken erdrückt, das alles spricht für Scholz

stark und unmittelbar. Und doch bleibt Kälte zurück. Das Herz ist in selbstsam hohem Maße untätig bei all dem Geschehen. Der Verstand allein ist beteiligt. Die Entscheidungen für und wider gehen lediglich vom Hirn aus. Je weiter man Abstand nimmt zu dem Vorgang, desto mehr empfindet man, daß des Dichters Liebe nicht bei seinen Menschen war, und daß es ihm lediglich darum zu tun war, einen „Satz“ zu beweisen. Er ist wie ein Arzt am Operationstisch, der korrekt und zielbewußt an die Arbeit geht. Er beginnt wie Ibsen, und wenn er aufhört, kann Strindberg beginnen. Das ganze Drama ist ein Sieg scharfer Verstandesarbeit, der Sieg eines ausgeprägten Willens, sich dem Stoff zuliebe, zu seinem Herrn zu machen. Und das bewies auch die ganze Art, wie der Dichter selbst die Hauptgestalt darstellt: mit faszinierender Natürlichkeit, sachlich korrekt, nicht ohne Blut, aber kaltblütig, ohne Erbarmen, ohne Liebe des Menschen zum Menschen. Er nahm dem Hörer den letzten Zweifel, was es hier galt. Das hatte natürlich einen fabelhaften Reiz, und das Publikum folgte in atemloser Geduldigkeit einem Diktator des Willens.

Auch die zweite (gleich der ersten beinahe eine Uraufführung) Tat soll man prüfen, weil sie einem lebenden Dichter galt. Hans Franka (über den im 8. Heft des 1. Jahrgangs dieser Zeitschrift Genaueres zu erfahren ist) gehört heute zu den stärksten Hoffnungen des deutschen Dramas. In „Herzog Heinrichs Heimkehr“ gibt er weder ein historisches noch ein „historisierendes“ Drama, als das nur völlige Verkennner seiner dichterischen Absicht es zu bezeichnen vermögen, sondern nichts mehr und weniger als das stumme Ringen der Seele um die lebte Wahrheit. Im Mittelpunkt steht nicht der gänzlich unbelanghafte Vorgang der mecklenburgischen Historie, sondern der schmerzliche Dualismus in der menschlichen Existenz. Schmerzhaften ringt sich dieser alte Herzog, schon an der Tür zur Ewigkeit, zu jenem Schauen hindurch, zur Erkenntnis, daß erst nach Beseitigung der Hemmungen des Leibes die Seele ihre Schwingen voll ausbreiten kann. Und so übersteigt dieses Gestorbene die engen Grenzen seiner Erbverherrlichkeit zum Glüde des reinen Schauens, und dieser Weg eines kämpfenden Erdemenschen wird gezeigt in den mannigfachen Phasen, Erscheinungs- und Außerungsformen. Herzog Heinrich kehrt erst heim, um heimzukehren. Nicht, da er festen Fuß in seinem rechtmäßigen Lande gesetzt, das ihn schließlich erkennt und anerkennt, ist er zur Erfüllung gelangt; denn da erst gilt es, die letzte Fracht von der Seele abzustoßen bis zur Heimkehr in seine neue Heimat, bis zur Heimkehr zu sich selbst: den feilen Schein. — An diesen Puls-schlag der Dichtung war der sie infizierende Herm. Merz nicht gelangt, und so bot er statt der Bloßlegung des Geistigen irgend ein historisch Spiel, darin das hart ausgeglühte, der Idee des Werkes angepaßte französische Wort nicht zu seinem Recht kam und den anders

eingestellten Hörer eher langweilen als zum Aderbau des Gedichtes führen konnte.

Auch in H. E. Jacobs „Tulpenfrevel“ liegt der Schwerpunkt im Geistigen, und da ich der einmaligen! — Vorstellung nicht bewohnen konnte, weiß ich nicht, ob dieses Werk aus dem gleichen Grunde gescheitert ist, der Franks Drama gefährdete. Dass man aber dem heinrich Edward Jacob bei uns das Wort erteilte, war verdienstlich, denn er ist ganz gewiss ein Dichter von Wuchs. Er gibt in dem Stück den Sehnsuchtschrei des in der Fäulnis seiner Zeit angewiderten Menschen und lädt ihn in die Wildnis gehen, in die unbefleckte Natur, zum reinen Tier. Das Ganze ist weit mehr Dichtung als „Drama“. Obwohl sich der Vorgang da und dort mit zäher Kraft staut und entlädt. Obwohl man deutlich zwischen der hohen Musik der Worte den starken dramatischen Unterton rauschen hört, der noch aus Verschüttung klingt und vielleicht doch eines Tages voll herausströmen wird in den offenen Sinn der erwachten Zeit. Noch hat der Dichter zu sehr die feinen, zarten Hände des Lyrikers, noch ist er mehr Sänger als Fackelschlinger, doch ist er es in hohem Maße wert, gespielt zu werden, damit er — und nur auf diesem Wege — seine Schwächen erkennen und schneller zum Ziel gelange, dem er bestimmt näher ist, als hundert gewandte Routiniers, die es bei all ihren äußeren Erfolgen nie erreichen werden.

Ein erfreuliches Wagnis, an keinen Unwürdigen vertan, war die Aufführung von Frik Droops „Der Freispruch“, ein Mysterium von der Not des werdenden Menschen, eine edle Dichtung voller Weisheit und so hoher sprachlicher Schönheit, dass schon das Ohr voll befriedigt ist (s. Östd. M. II. 11 S. 515). Die große Gefolgschaft blieb auch diesem Stücke ver sagt, trotzdem Hermann Merz, der sich mit der Aufführung als trefflicher szenischer Bildner erwies, der Dichtung ein treffliches Gewand und das nötige große Format nicht vor enthielt.

Auch Ludwig Fulda und Herbert Eulenberg, die zuvor beide in literarischen Morgenfeiern aus eigenen Dichtungen vorlasen, kamen zu Wort. Der erste mit seinem neuesten Lustspiel „Des Esels Schatten“, das sauber, mund- und ohrgerecht dramatisierte Höschen von den pharisäischen Abberiten, eine ziemlich lawendel-düstige Handarbeit und darum das Gesengstück zu Eulenburgs erlebnisdurchbluteter Tragödie der Hungerleider mit der Krone der Sehnsucht „Alles um Geld“; doch bei allem Kostbarem eben ein echter Eulenberg: Erzmasse mit Goldaden.

Statt wertvoller deutscher Dramatik sah man sich auch bei uns genötigt, dem bärtingen Bengalen Rabindranath Tagore zu huldigen, für den Hermann Merz in einem besonderen Vortrag zu propagieren sich berufen fühlte. Das Spiel von dem kranken Knaben („Das Postamt“) kommt über den bei dem Inder üblichen gefühlvollen Zerflusß und einer Reihe

feiner Reflexe der Kindesseele nicht hinaus, schwelgt in Zuständlichkeit und weiß so gut wie nichts vom Drama.

An „Neuheiten“ gab es Leo Lenz, „Frauenkenner“, ein nicht unamülanter, aber reichlich spießiges Stükkein voll knarriger Ungelenkigkeiten und viel Brachland der Handlung und des Dialogs. Doch mit viel deutschem Gmüüt. Und immer noch besser als die stofflich verwandte „Fahrt ins Blaue“ der Franzosenfirma Taillavet, Flers & Reyn, die eine gerissene Madje ist und um so öder wirkt, je mehr die Darbietung statt des Champsagners norddeutsche herzerquällichkeit atmet. Das übrige Neue war Kino: eine Gesichtsbiographie „Friedrich der Große“ (1. Teil „Der Kronprinz“) von Hermann von Bötticher, die bei großem Respekt des Verfassers vor der Tradition und qualvollen Langatmigkeiten dennoch je und je dramatische Zugluft hat, wogegen der „Film“ „Anna Boleyn“ von Emil Bernhard kaum diskutierbares Niveau darstellt. Rudolf Presbers „Die Ballerina des Königs“ ist ein ebenso niedlicher Zuckerkuchen, wie der Amerikaner Glaß & Klein „Judenthü“ „Pottasch und Perlmutter“ ein öder Quatsch.

Von Altem, das sonst geboten wurde, ist der „Helden“-Shaw zeitlich zu weit entrückt; man kann bei dieser satirischen Komödie das Bild der schier endlos sich dehnenden Balkanbreiten nicht recht los werden mit den tausend schlicht gezimmerten Holzkreuzen, unter denen neben vielleicht manchem falschen Helden soviel stille, grohe und echte schlafen. Mag sein, dass noch Seiten, die statt noch offener Wunden nur mehr feste Narben weisen, diese Glossierung der Popanzhelden wieder störungslos als das hingenommen wird, was sie sein wollte: ein Kulturdokument. Mag halbe, der das süße, dunkle Zauberlied der „Mutter Erde“ sang, wird uns, wiewohl hier schon ein wenig antiquiert, immer der Dichter der Heimat bleiben, den wir lieben, weil er den Weg findet zu unserem Herzen, zu unserem Blut. „Die große Leidenschaft“ Raoul Auernheimers aber ist ebenso endgültig verrauscht wie „Ladyn Widermeres Fräher“, deplaziert, solange die für ein Stück dieser Art notwendige Spezialtruppe fehlt, die es in der Provinz schwerlich geben dürfte.

Was unser Theater zu leisten vermag, zeigten ein paar von Merz vortrefflich abgestimmte Klassikervorstellungen: „Macbeth“, „Hamlet“ und „Wilhelm Tell“, wohin die Gipfelpunkte der Spielzeit. Für Kleists „Hermannsschlacht“ reichten die Kräfte und technischen Möglichkeiten nicht aus, für den „Nathan“, in dem Gregori einen wenn auch nicht unanfechtbaren, so doch persönlichen Juden stellt, die Zeit zur Neuerstudierung. An auswärtigen Gästen war kein Überfluss, und die wenigen, die zu uns kamen, enttäuschten vielfach, wie Gertrud Ensoldt, die sich als Lona in Ibsens „Ein Puppenheim“ meist

mit äuferen Mäckchen behaft, und Paula Somary, die als Nora Theater spielte. Aber der alte Wohlmuth aus München, der nach Jahrzehntelanger Wanderschaft bei uns erinnerungsreiche Wiederkehr hielt, gab ein prachtvoll abgetöntes Bild des Harpagon in Mollières „Der Geizige“.

Mit sehr provinzhaf-mittelmäßigen Aufführungen von Jabsens „Stücken der Gesellschaft“ und Gustav Wieds immer noch frischem Lustspiel „2×2=5“ ist das Schauspielwerk dieses Winters so ziemlich erledigt. Ob noch „Taten“ folgen sollen für den bevorstehenden Februar? Wer glaubt's nach solchem Auf-takt? —

Auch das Sopotter Stadttheater unter Otto Normann blieb in seinem Repertoire sehr erheblich gegen die Vorjahre zurück. Es soll darüber, wie über die neu-gegründete „Freie Volksbühne“ noch berichtet werden.

Das große, alles überragende Ereignis waren die Russen, die an drei Abenden in Sopot gastierten. Auch darüber noch ein Wort. Auch zwei.

Danziger Musikleben

Von Hugo Socnik

Für Danzig macht sich die Lostrennung vom Reiche auch in seinem musikalischen Leben immer erschwerender bemerkbar. Mehr denn zuvor sind wir auf die Tatkraft der einheimischen Künstler angewiesen. Da bereitet es freudige Genugtuung zu sehen, daß die Bemühungen um eine glanzvolle Zusammenfassung des musikliebenden Publikums zu einer großen Kunstgemeinde und die Durchführung groß angelegter Symphoniekonzerte zu einem vollen Erfolge geführt haben. Jetzt erst zeigt es sich so recht, wie bedeutsam die „Philharmonische Gesellschaft“ gerade unter den heutigen Verhältnissen für Danzigs Musikleben ist. Das zweite Jahr der Gesellschaft brachte wieder in sechs Konzerten eine stattliche Reihe wohlvorbereiteter Aufführungen von symphonischen Werken aus Vergangenheit und Gegenwart. Blieben auch der Gesellschaft mancherlei Schwierigkeiten in der Solistenfrage nicht erspart, so wußte sie ihrer doch mit gutem Gelingen Herr zu werden, und die Tatsache, daß Künstler wie Adolf Busch, Alma Moodie, Friedl Kwast-Hodapp, Georg Wille und Emanuel Sauermann in den philharmonischen Konzerten gehört werden durften, spricht für sich selbst. In einem Falle, gelegenlich der Aufführung des Mahlerschen „Liedes von der Erde“, verdankten wir der Reise-Indisposition des Vertreters der Tenor-Partie sogar eine Wiederholung des Konzerts. Der künstlerische Leiter und Dirigent der Philharmonischen Gesellschaft, Henry Prins, hat sich auch sonst wieder große Verdienste erworben. Der ebenfalls von ihm geführte Danziger Orchesterverein veranstaltete ein zweitägiges Bachfest mit dem Chorpaar Walter, Lotte Leonard, Robert Szörry und Erwin Boitn als Mitwir-

kenden, einen Mozart-Abend mit Riele Queling, und zwei ausgezeichnete Kammermusiken.

Neben diesen Veranstaltungen, die unserm Musikleben in erster Linie ein charaktervolles Gepräge gegeben haben, ist auch der beiden Orchesterkonzerte zu gedenken, die der Musiker-verbund veranstaltete, und deren zweites Mag. v. Schillings als Interpreten eigener Werke nach Danzig führte.

Aber auch sonst fehlt es den einheimischen Kräften nicht an frischem künstlerischen Geist. Während nur ein einziger Kammermusikabend auswärtige Künstler, das „Berliner Trio“, herführte, hat das in diesem Winter neu gegründete „Danziger Trio“, Ella Martins (Klavier), Louis Conradi (Geige), Max Müller-Roda (Cello), mit seinen sechs Konzerten sich in anerkennenswerter Weise um die reichere Pflege der Kammermusik verdient gemacht. Zu den Künstlern, die man hier nicht missen möchte, gehört ferner Reinhold Kolnenkamp, der nicht nur wieder einen Liederabend mit wertvollem Programm veranstaltete, sondern auch in vielen Fällen, darunter beim Bach-Fest, als Mitwirkender seinen Ruf als feinfühliger Sänger bekräftigte. Die großen Danziger Chorvereine haben es sich, ungeachtet ihrer nicht rohigen wirtschaftlichen Lage, nicht nehmen lassen, auch ihrerseits an der öffentlichen Musikpflege regen Anteil zu nehmen. Die „Danziger Singakademie“ unter Leitung von Frik Binder brachte die „Jahreszeiten“ zur Aufführung, und die beiden größten Männerchöre, der „Danziger Männer-Gesang-Verein“ unter Paul Stange, und der „Danziger Lehrer-Gesang-Verein“ unter Emil Schwarz veranstalteten mehrere Konzerte, auch solche mit auswärtigen Solisten. Paul Stange ist auch bemüht, durch kirchliche Aufführung von Oratorien diesen Kunstzweig vor längerer Vernachlässigung zu bewahren.

Alles in Allem ein Bild ernsten Strebens, von dem man nur mit Genugtuung sprechen kann. Wie unentbehrlich aber dieses künstlerische Sich-Regen für uns ist, erweist sich am deutlichsten, wenn man dem gegenüber stellt, wie das darin früher so rege Konzertleben unter dem Druck der Verhältnisse arm an eigenen Veranstaltungen auswärtiger Künstler geworden ist. Von der Menge der Klavierspieler sind da nur Emil Sauer und Michael Zadora, von Geigern nur Julius Thornberg und Stefi Kosch zu hören gewesen. Tiefe Eindrücke hinterließ Sigris Ondeg mit zwei köstlichen Liederabenden, während die Konzerte von Hermann Jablowski, Marcella Roeseller, des Chorpaars Lättermann mehr nur als Abwechslung denn als wirkliche künstlerische Be-reicherung verbucht werden können.

Die Erwartungen, die man auf die Entwicklung der Oper gesetzt hat, sind leider nicht so erfüllt worden, wie es wünschenswert gewesen wäre. Das ist um so bedauerlicher, als die Oper in diesem Jahre in einigen Fächern unvergleichlich besser besetzt war, als in den letzten Jahren. Neben Olga Bieselly-Luk, der unvergleichlichen hochdramatischen, die eine her-

vorragende Zierde unserer Bühne ist, steht in Reina Bachaus jetzt eine jugendlich-dramatische Sängerin von größter Begabung. Von den Sängern verlassen uns wertvolle Kräfte, so Fritz Stein, der Heldentenor, der nach Aachen geht, und der in seiner Sicherheit und seinen trocken gewissen Einseitigkeit großen Vorteile nicht leicht zu erlegen sein wird, sowie der Heldenbariton Franz Hahn, der in den wenigen Monaten verschiedene so eindrucksvolle Leistungen geboten hat, daß man seinen Fortgang auch nur bedauern kann. Auch die Möglichkeiten, die der lyrische Tenor Fredy Busch und der lyrische Bariton Ernst Claus boten, sind nicht recht genutzt worden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dem ganzen Opernbetriebe der eigentlich gestaltende Kopf fehlt, die Führerpersönlichkeit, die, von eigenen Ideen geleitet, alle mit fortreißt und mit forzwinge zu einheitlichen Leistungen.

Es bleibt dahingestellt, ob der künstlerische Leiter der Oper, Kapellmeister Otto Selberg, bei der Durchführung des Repertoires durch Schwierigkeiten behindert worden ist, die dem Außenstehenden unerkennbar bleiben müssen, jedenfalls könnte das nicht dauernd als ausreichende Möglichkeit der Entschuldigung offen gelassen werden. Die Zusammensetzung des Repertoires litt an einer erheblichen Planlosigkeit, und die Durchführung erhob sich niemals über den Reiz schöner Einzelleistungen zu einer höheren Geschlossenheit. Anläufe dazu sind zwar gemacht worden, aber man ist noch stets auf halbem Wege stehen geblieben. Wenn darin keine wesentliche Aenderung eintritt, so wird schließlich nichts anderes übrig bleiben, als die tiefere Ursache doch in einem Mangel an künstlerischer Intensität zu suchen. Und das wäre schade, denn die musikalisch-technische Souveränität Otto Selbergs als Kapellmeister ist unzweifelhaft nicht gewöhnlich und nimmt in hohem Maße für ihn ein.

Die verhältnismäßig stärksten Eindrücke hinterließen die „Königskinder“, „Liebelei“ und wie mir berichtet wird, auch „Tristan und Isolde“ sowie „Der Freischütz“. Die von Neumann nach Schnitzlers Schauspiel vertonte „Liebelei“ war die einzige Neuheit, die in dieser Spielzeit aufgeführt worden ist. Die von dem geschickten und rührigen Oberspielleiter der Oper, Julius Brischke, besorgte schöne Inszenierung im Biedermeierstil und die glückliche Besetzung sicherte dem Werk, das als Versuch einer Parlando-Oper infolge des Eklektizismus der Musik doch mehr nur interessierte, einen starken Erfolg.

Wie viele Bühnen im Reich ist auch unser Stadttheater vor die Frage gestellt gewesen, ob die Fortführung der kostspieligen Oper noch länger möglich sei. Erfreulicherweise hat die Erkenntnis den Sieg davon getragen, daß die Oper gerade in Danzig als ein deutsches Kulturgut unentbehrlich sei und versucht werden müsse, sie selbst unter großen Opfern, wenn nur irgend möglich, auch über die Schwierigkeiten der Gegenwart hinaus weiterzuführen. Ob die

Pläne, durch eine Vereinigung der Bühnen des Freistaates hier zu einer besseren Wirtschaftlichkeit des gesamten Theaterbetriebes zu gelangen, verwirklicht werden können, ist heute noch nicht abzusehen. Sollten sie gänzlich scheitern, so könnte allerdings eines Tages die eben noch abgewendete Krisis wiederkehren, und Folgen zeitigen, die das Musikleben Danzigs überhaupt aufs schwerste erschüttern. Was aber eine rege Pflege deutscher Tonkunst gerade hier bedeutet, wie wichtig es ist, sie mit allen Kräften zu erhalten und zu fördern, bedarf wohl keiner Begründung.

Bon unseren Mitarbeitern

Von Carl Lange

Das im Dezember 1920 erschienene erste Marienburgheft war innerhalb von drei Wochen vergriffen. Die Mehrzahl der Mitarbeiter des ersten Heftes sind auch hier wiederum vertreten. Ueber die Verdienste und Leistungen des Geheimrats Conrad Steinbrecht, des Wiederherstellers der Marienburg, muß später einmal ein besonderer Aufsatz berichten. In den Aufsätzen dieses Heftes selbst ist verschiedentlich auf die Bedeutung seines Wirkens hingewiesen. Wir danken ihm ganz besonders für seine Teilnahme an unserer Arbeit und für seine Förderung, die er uns schon oft erwiesen hat.

Geheimrat Dr. Steinbrecht ist am 22. September 1849 in Tangermünde geboren. Vierzig Jahre wirkte er an seinem Lebenswerk. Und wenn Steinbrecht auch am 1. April 1921 in den Ruhestand trat, so arbeitet der Meister doch noch immer unermüdlich an dem durch die Zeitverhältnisse erschwerten Wiederaufbau der Marienburg. Kultusminister von Goßler hat Steinbrecht im Jahre 1882 nach Marienburg berufen. Wir erinnern an die Wiederherstellung des Hochschlosses, des Mittelschlosses und der Vorburg, die durch die Benutzung als Speicher stark zerstört waren.

Von unserem häufigen Mitarbeiter Baurat Bernhard Schmid, dem Provinzialkonservator von Westpreußen, haben wir in anderen Ausgaben berichtet. Graf Baudissin und Baurat Schmid sind im Vorstande des Marienburgbundes, dessen Begründung auf Anregung des ersten Marienburgheftes erfolgte.

Der in Johannisthal bei Schweid a. d. Weichsel am 27. September 1891 geborene Dichter Herbert Saek gab die Halbmonatsschrift „Das neue Rheinland“ heraus. Er ist unsern Lesern durch die in unserer Zeitschrift veröffentlichten Gedichte bekannt. Jetzt wirkt er in München bei dem Zentralarchiv für Politik und Wirtschaft. Von seinen Gedichtbüchern nennen wir: „Aus ehemeren Tagen“, „Erde“, „Bekenntnis zur Erde“ und „Läß Dich verklingen“.

Auch Professor Dr. Walter Ziesemer ist uns kein Fremder mehr. Er ist erst kürzlich zum ordentlichen Professor als Nachfolger W. Uhl's auf dem Lehrstuhl der deutschen Sprache und Literatur an der Königsberger Universität er-

nannt worden. Ziesemer ist am 7. Juni 1882 in Löbau (Westpr.) geboren und lebt in Königsberg. Von seinen Werken deutscher Geschichtswissenschaften, die im Verlag A. W. Klemm in Danzig erschienen, nennen wir: „Das große Amtsbuch des Deutschen Ordens“, das abschließende Werk einer Jahrzehntelangen Arbeit. (240.— M.). Ferner: „Das Marienburger Amtsbuch 1375—1442“, das die hohe Bedeutung des deutschen Ordens kennzeichnet. (30.— M.). Ein Buch gründlicher Kenntnis aller historischen Quellen über das Wirtschafts- und Verwaltungswesen des Deutschen Ordens ist das „Marienburger Conventsbuch 1399—1412“. (40.— M.).

Eugen B. Janzen gehört zu den besten Kennern der Heraldik und hat auf diesem Gebiet mit unermüdlichem Fleiß gearbeitet. 1871 in Danzig als Sohn des Marineoffiziers C. Janzen geboren, dessen Familie seit vielen Jahrhunderten als Bürger- und Ratssherrenfamilie bekannt ist, beschäftigte er sich schon als junger Mensch viel mit kunsthistorischen und kunstgewerblichen Dingen in seiner alten Heimat. Er beabsichtigte auch Kunstgeschichte zu studieren, da aber in den 80er Jahren dieses Gebiet wenig Aussicht auf Erwerbsmöglichkeit bot, wandte er sich dem technischen Studium zu, studierte auf der Technischen Hochschule zu Charlottenburg Schiff- und Schiffsmaschinenbau, trat dann die übliche Laufbahn als Schiffbauingenieur in Privatbetrieben vieler deutscher Werften an. Nebenbei hat er aber stets unermüdlich Studien auf dem Gebiet heimatlicher Geschichte und besonders auch Kunstgeschichte betrieben. Ein Spezialfach und Lieblingsbeschäftigung von Janzen war das Studium der Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Im Verein „Herold“ zu Berlin waren seine Lehrer und Berater die Professoren Adolf M. Hildebrandt und Emil Doeppeler. Als Ergebnis seiner Tätigkeit erhielt er auf den heraldischen Ausstellungen zu Rom und Berlin ehrende Auszeichnungen. Seit Kriegsausbruch befindet sich Herr Janzen wieder in seiner Heimat und findet neben seiner beruflichen Tätigkeit noch Zeit und Muße, um als Vorsitzender der Gesellschaft für Wappen-, Siegel- und Familienkunde den vielen Anfragen über westpreußische, polnische und baltische Geschlechter gerecht zu werden.

Der in Flensburg lebende Professor Ernst Hammer ist am 17. Juni 1877 in Marienwerder geboren. In diesem Winter schrieb er das Marienburgfestspiel, das im letzten Augenblick verlegt wurde. Sein dramatisches Schaffen ist in Norddeutschland von Erfolg gewesen. Seine Aufführungen über das Festspiel, von dem wir einige Proben bringen, werden nun ganz besonderes Interesse finden. Im übrigen verweisen wir auf Heft 7 des ersten Jahrgangs, in dem wir ausführlichere Angaben über sein Leben und Wirken brachten.

Auch Professor Fritz Braun gehört zu unseren häufigeren Mitarbeitern, von dem der kürzlich verstorbene Pompejus in Heft 5 des letzten Jahrgangs ein liebe- und verständnisvolles Bild seiner Arbeit für die Ostmark gab. Von der

Bedeutung Bruno Pompejus wird in einem später folgenden Heimatheft die Rede sein.

Professor Gustav Roethke hat uns erst kürzlich in der Sonderausgabe „Graudenz—Thorn“ mit einem vortrefflichen Beitrag erfreut. Er ist am 5. Mai 1859 in Graudenz geboren und besonders mit allen kulturellen und historischen Fragen des Ostens vertraut. Von seinen verschiedenen Werken nennen wir: „Ged. Reimar von Zweter“, „Brentanos Ponce de Leon“, „Humanistische und nat. Bildung“, „Deutsches Geistesleben in den Ostmarken“, „Von deutscher Art und Kultur“, „Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur“, „Goethes Campagne in Frankreich“, „Deutsche Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts und ihre Politik“, „Entstehung des Urfaust“.

Dr. Martin Dütschke lebt als Arzt in Neufahrwasser und ist dort Vorsitzender einer Abteilung des Danziger Heimatbundes. Er hat sich besondere Verdienste um volkstümliche und künstlerische Veranstaltungen sowie um den Marienburgbund erworben; auch hat er eine Vortragsreihe in Neufahrwasser ins Leben gerufen. Sein Aufsatz im ersten Marienburgheft „Die Marienburg als geistiger Mittelpunkt des Ostens“ war von fruchtbarer Wirkung.

Über Professor Hahne und seine Jahrespiele wird uns Studienrat Bartels später berichten und gleichzeitig Hahnes Beziehungen zum Marienburggedanken erläutern. Das soll nach einem Besuch Professor Hahnes mit seiner Gruppe in Danzig geschehen.

Willibald Omankowski und Hugo Soenik sind beide bekannte führende Kritiker in Danzig. Von Willibald Omankowski brachten wir schon Proben seiner Lyrik, und von seiner Morgenfeier im Danziger Stadttheater wird später die Rede sein.



Der Deutsche Heimatbund Danzig zu Pfingsten

Wenn der Deutsche Schuhbund seine Ostmarkfahrt in Danzig abholt, wird er an folgenden Veranstaltungen des Deutschen Heimatbundes teilnehmen können, die in der Pfingstzeit stattfinden:

1. Jahreslaufspiele und andere Spiele des „Jugendkreises um das Provinzialmuseum in Halle“ (siehe Beitrag Hahne).
2. Vorträge des Herrn Museumsdirektors Dr. Hahne und seines Assistenten Dr. Schulz über deutsche Vorzeit.
3. Vortrag über deutsche Kirchenkunst und kirchliche Denkmalpflege unter Mitwirkung der Professoren E. Petersen, Fischer, Matthes, Generalsuperintendent D. Kalweit und Pfarrer Schwandt.

Buchbesprechungen

Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.
(Zweiseitiger Korintherbrief)

Marienburg. Eine Erzählung von Curt Kühns. — Verlag der Grünen Volksbücher, Berlin SW. 11.

In die schwere Zeit der Schlacht bei Tannenberg, in der der Deutsche Ritterorden von den Polen geschlagen wurde, versetzt uns diese anspruchslos, doch fesselnd erzählende Geschichte. Sie beginnt mit einer anschaulichen Schilderung der Stadt Marienburg und ihrer Bürgerschaft, die in dumpfer Stimmung den Nachrichten über die Schlacht entgegennahm. Lebendig werden Typen der Bürger und Ordensritter aus dem Geiste der Zeit heraus geschildert, und es beginnt allmählich auch eine fesselnde, romanhaftes Handlung, deren Entwicklung dem Verfasser wohl gelungen ist. Ich erblicke aber den besonderen Wert der feinen kleinen Erzählung in der stimmungstiefen Entfaltung der damaligen politischen Verhältnisse im Osten und des tragischen Schicksals, dem damals der Deutsche Ritterorden und mit ihm das Deutschtum verfiel. An dem Widerstand der Marienburg selbst aber zerschellte der polnische Ansturm. Er flutete im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr in seiner ethischen Ohnmacht zurück. Sei uns das ein Symbol für unsere und die kommende Zeit.

Hans Benzmann

Wege zur Kunstbetrachtung

Keine Zeit war je kunstfeindlicher als die gegenwärtige; keine Epoche in ihrem Verhältnis zur Kunst — und Kunstbetrachtung steriler. Die Kunstfeindlichkeit eines von mercantilen Interessen besessenen Geschlechtes lässt sich selbst nicht durch die vielfältigsten, bezwingendsten Neusündigungen bekämpfen, denn die Organe zur Aufnahmefähigkeit sind verkümmert. Aus diesem Grunde ist jeder ernsthafte Versuch, der darauf abzielt, die Menschen zur Kunstanstauung erziehen zu wollen, nicht hoch genug anzusiedeln.

C. J. von Allesch wagt sich in seinem Buche, das er „Wege zur Kunstbetrachtung“ (Sibyllen-Verlag, Dresden 1921) betitelt, an diese große Erziehungsaufgabe. Er glaubt den heutigen Berufsmenschen, der jeweils in seinem Spezialisten-Tum eingefangen ist, damit entschuldigen zu können, daß er sich im Getriebe seines Brot-erwerbes nicht einmal die notwendigsten Voraussetzungen verschaffen kann, um Werken der Kunst verständnisvoll gegenüber zu stehen. Jedoch, die Nichtbeachtung jenes Teiles des geistigen Seins, das die Völker aus dem Dunkel des Trieblebens auf die höchsten Höhen führt, ist für den Menschen, dem die immateriellen Faktoren des Daseins für die kulturelle Entwicklung wichtiger dünken, als die materiellen, keine Entschuldigung, denn die Frage nach dem Woher der gradezu beschämenden Kunstverständnislosigkeit führt schnurstracks in die Schultüste. Man hätte gerade von einem so klug

geschriebenen und tief bohrenden Werke wie das Allelesch erwarten dürfen, daß es zu einer Anklage wider die Verzettelung unserer höchsten Güter geworden wäre, statt mit einer allzu lau wirkenden Toleranz die Stumpfheit der Menschen in Schutz zu nehmen, die sich vom Rationalismus der Zeit erdrücken lassen.

An der Hand von zwanzig ausgezeichnet reproduzierten Bildbeigaben — von Giotto über Grünewald, Brueghel, Velasquez, Manet, van Gogh bis zu Kokoschka — weist Allelesch neue Wege: die Strecke von der Intention zur Erfüllung in allen ihren Forderungen durch Epochen, Stile und Schulen nachzugehen. Die gewissenhaft bedächtige Art, mit der der Autor den Suchenden lehrt, den Prozeß des Schauens systematisch zu vollziehen, räumt diesem Buch unter dem Wust derartiger Neuerscheinungen einen Platz an allererster Stelle ein.

Selbst wenn die „Wege zur Kunstbetrachtung“ dem Leser nicht mehr vermitteln würden als Erfahrung und ahnendes Verständnis vor dem Ringen unserer modernen, schöpferischen Kräfte (wie sie sich für die Masse am unverständlichesten im Expressionismus offenbaren), so hätte allein schon dadurch dieses Buch seine Mission erfüllt.

Kurt Offenburg

Paul Henze: Gesammelte Werke, Auswahl in 5 Bänden. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflg., Stuttgart. In halbleinen gebunden M. 125.—)

Als vor etwa sieben Jahren der Olympier Henze die Augen schloß, waren seine Werke der jungen Generation wenig bekannt — gehörte er schon zu den Autoren, die zu kennen man zwar vorgeben mußte, aber kaum kannte. Er hatte sich selbst überlebt. Heute, wenn man diese hübschen, preiswerten Novellenbände durchblättert, die kluge Einleitung von Dr. Erich Pecket durchgelesen hat, will es einem schien, als ob seine Novellen wert wären, manche Arbeit aus der Zeit des vorgestern allein sinnmachenden, Naturalismus zu überleben und gelesen zu werden. Nicht als „lechter Schrei“, nicht als erster einer neuen (alten) Richtung, nicht des „schönen“, immerhin veralteten Stiles, vielmehr ihrer „Fehler“ wegen. Es kann die Zeit kommen, da man in ihnen Vorzüge erkennt: Schönherrs-Verseffentlichkeit und Seelen-Rausch, romantischen Optimismus schätzt und, wie Henze, die rauhe, rohe Wirklichkeit des Lebens, als abstoßend und unästhetisch, negiert — obwohl wir inzwischen hehre Kunstwerke aus der „Unerfreulichkeit des Lebens“ haben ersehen sehen! Auch der Geschmack unterliegt dem nimmer rastenden Gang der aufwärts-abwärtsgleitenden Welle. Aber man muß nicht so lange warten, um Gefallen zu finden an dieser oder jener Novelle Henses, der ein Dichter war und ein Fabulierer von so hohen Graden, wie wir Deutsche nur wenige aufweisen können.

Siegfried Berberich (München)

Martha Große: „Wir Grauen.“
Mag. Ahnert-Verlag, Kassel.

Diese sind Gedichte für die Stullen im Lande, für die Innigen, die ihr Herz wie eine verträumte Harfe hüten. Die Dichterin kommt wie eine Maria – rein und reif – und ihrer Strophen goldene Finger geben darüber hin wie ein sanfter Wind. Es hebt ein ahnungsvolles Singen und Klingen in uns an, und wir verfehen den Leitfach dieses überaus feinen Buches: Wir träumen nicht mehr in das Leben hinaus, wir sehen ihm still auf den Grund. Wer die Tongespräche dieser seelenvollen Frau einmal aufnimmt, dem klingen sie nach auf allen Wanderwegen. Franz Maßlak

Reinhard Eck: „Die Erlösung vom Geist des Zusammenbruchs“ (Bremer Beiträge zur deutschen Erneuerung, Bd. 4). Bremen, Friedrich & Co., 1921. Karton. 6.50 M.

Am Neubau unserer Kultur ist dem Verfasser ein starker Wille gegeben. Er sieht unsere Zeit an als einen Übergang, wo Altes abgestoßen wird und Neues geboren, da will er Klarheit schaffen über Wert und Unwert, über selbständige Lebensform und matte Nachahmung, über großes Sinnleben und littisch-geistigen Erdenwandel. Ihm genügt nicht der Kampf gegen das Überlebte, sondern er sucht durch synthetische Verknüpfung zu einer höheren, vergeltigten, esoterischen Erkenntnis zu gelangen. Das bedeutet keinen Bruch mit der Vergangenheit; vielmehr: ihre Erfüllung. Im recht verstandenen Christentum der reisen Menschen, ohne mystische Geheimlehre, steht Eck die Krise unserer Kultur gelöst. Als ernsthafte Auseinandersetzung wird das Büchlein vielen willkommen sein, auch wo vielleicht gerade die Grundvorstellungen anders beurteilt werden: jede Zeit ist ein Übergang, nie noch hat eine Kulturform Deutschland gehabt, niemals ist eine Lösung nur ein Abschluß gewesen, sondern stärker noch ein Anfang neuer Fragen. Max Carsten

Selma Lagerlöf: „Sacharias Topelius“. Verlag Albert Langen, München.

Diese Arbeit des schwedischen Dichterin ist keine Dichtung, ist vielmehr eine Biographie, behandelnd das Leben des großen schwedisch-finnländischen Dichters, in dem seine Heimat ihren, neben Runeberg, bedeutendsten Dichter verehrt. Tief ist Selma Lagerlöf eingedrungen in das Kämpfen und Werden dieses seltsamen Menschen. Die abwechslungsreiche Geschichte Finnlands wird in der farbenprächtigen Schreibweise der Dichterin lebendig, die Vergangenheit des nordischen Staates und seine interessante Kultur lebt auf in den Worten der Lagerlöf, die Pauline Klaiber-Gottschau verdeutscht hat. Hans Gäfgen

Erwin Erich Torenburg: „Liebesopfer“ (Roman). Dresden, Oscar Laube, 1821.

Der Dichter berichtet von begabten Menschen, die sich mit der Alltagswelt nicht so ganz abzusinden vermögen. Suchende sind es, die er zeichnet, mit anfachaulicher Phantasie und einem sprach-

Östdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

3. Jahrgang

Juni 1922

Inhalt des 3. Heftes:

	Seite
Conrad Steinbrecht: Das Sternengewölbe des großen Marienburger Kremlers mit 3 Bildern und 2 Grundrissen	97
Bernhard Schmid: Speise und Trank in den Deutschordenshäusern um das Jahr 1400 mit 7 Bildern	101
Herbert Saekel: Ein Handbuch der Deutschordenskunst mit 9 Bildern	107
Walther Ziesemer: Alte Inschriften in der Marienburg mit 4 Bildern	111
Eugen Janzen: Die Wappen der Hochmeister mit 4 Wappentafeln	114
Graf von Bausissin: Vom Marienburgsbund	123
Ernst Hammer: Heroldssprüche mit Bild	127
Gustav Roethe: Das Deutschtum unserer Ostmark	129

R und s c h a u :

Martin Dutschke: Die geistige Marienburg	133
Fritz Braun: Die Ostmark als das natürliche Gehäuse des Ordensstaates	135
W. Hahne: Jahreslauffpiele der Landesanstalt für Vor- geschichte zu Halle	136
Ernst Hammer: Gedanken über das Marienburger Festspiel	138
Willibald Omankowski: Massenkonsum	138
Hugo Soenik: Danziger Musikkleben	141
Carl Lange: Von unseren Mitarbeitern	142
Der Deutsche Heimatbund Danzig zu Pfingsten	143

B u c h b e s p r e c h u n g e n 144—146

Nachdruck und Nachbildung verboten

(Reichsgesetz vom 19. Juni 1901)

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1922

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:

Carl Lange, Oliva b. Danzig, Alberstraße 9

Anzeigen-Aufträge erbeten durch die
Anzeigen-Verwaltung Presse-Werbe-Dienst G. m. b. H.
Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 17

Druck von J. S. Preuß, Werkstätten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Die Grenzboten

die älteste deutsche Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst erscheint soeben im 81. Jahrgang

Bedeutende und führende Männer des politischen Lebens und der Wissenschaft sind ständige und gelehrte Mitarbeiter.

Abonnementpreis (jede Woche ein Heft Großformat) vierteljährlich 26 Mark — Einzelheft 2.50 Mark.

Bestellungen bei jeder Buchhandlung, Post oder direkt vom Verlag.

Ein vierwöchentliches Probeabonnement

für 6,00 Mark

sowie kostenlose Probehefte sieben durch den

Verlag Abt. Grenzboten

Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35 a
zur Verfügung.

lichen Ausdruckswillen, der oft mehr geistige Augenblicksprägung bringt als kraftvolle, idöperische Bereicherung. Die zerissene, gehetzte Welt der Großstadtliteratur gibt den bunten Hintergrund für das Für-einander-Reifwerden der beiden Menschen, die den Glauben in sich tragen, sie müssen zu einander kommen unter Verachtung aller gebräuchlichen Formen; starke Leidenschaftlichkeit glüht empor, und wenigstens ein Wille auch zur Verantwortlichkeit gegen Gleichebende und Werdende. Erwachsene werden den Dichters Schilderungskunst geniehen können; Unreife soll man an dieses Buch nicht heranführen. *Max Carsten*

Kinderbilder aus alter Zeit. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Ein glücklicher Gedanke ist in diesem mit 86 Bildern geschmückten Buche verwirklicht. Das Kinderbild in all seinen verschiedenen Ausprägungen, die hoheitsvollen Schöpfungen der Renaissance sowohl, wie die behäbigen Darstellungen der Holländer oder die schlichte Malweise der Romantik werden in dieser Gabe des bekannten Verlages lebendig. Dürer, van Dyck, Gainsborough, Franz Hals, Tischbein, Watteau, Tizian — um nur einige der in dem Buche vertretenen Künstler zu nennen, sind Mitarbeiter an der Neuerechnung, die sich den früheren Sammlungen „Das Hause Sonnenchein“ und „Kinderglück“ anschließt und sie auf das glücklichste ergänzt. *Hans Gäfgen*

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: *A por Klumpe Streefel*. Die Isergebirgschen Volksreime, Sprichworte und Redensarten. Iserverlag, Friedeberg-Quieß, 1921. 61 Seiten.

Müller-Rüdersdorfs Sammlung „A por Klumpe Streefel“ hat ihren Hauptwert für den Volkskundler; aber sie verdient auch allgemeinere Beachtung, insfern uns die hier zu inhaltlichen Gruppen geordneten Sprüche und Sprichworte in das Denken des Volkes einführen und zeigen, wie neben durchaus eigenartigem, nur aus Landschafts- und Stammesentümlichkeiten verständlichem Gedankenleben doch auch eine große Zahl von Sprüchen aus allgemein-deutschem Besitz entnommen und nur in die Mundart übertragen worden ist. So gewährt das Büchlein dem denkenden Leser einen reizvollen Einblick in die zwischen dem ganzen Volk und dem Stamm hin und hergehenden Lebensströme auf geistigem Gebiet. *Ernst Lemke*

Der Briefmarken- und Notgeldhandel



Notgeldsampler

biten wir, unsere illustr., 20 Seiten umfass. Notgeldliste gegen Vorreisendung von M. 4,50 zu verlangen. Der Betrag wird bei Bestellungen von M. 50,— zurückvergütet.

Karl Riedel & Gamper (Inh.: Karl Riedel)

10 Danzig-Langfuhr, Brunshöferweg 45a.

Postcheckkonto Danzig 6793.

Telefon 6263.

Schleswig- und ca. Notgeld- Holsteins 3000 Scheine

finden Sie in meiner „Illustrierten Notgeld-Preisliste“, 64 Seiten, ca. 200 Abbildungen, 4.— Mk. portofrei, kleine Liste von 16 Seiten kostenlos. 46

Victor Engelmann, Kiel 32, Postcheckkonto: Hamburg 41712

„Tartarin am Rhein“ in Amerika. Die in vielen Tausenden verbreitete glänzende Satire auf die Franzosenherrschaft im besetzten Gebiet ist jetzt ins Englische übertragen worden und wird von einem Freunde unserer guten Sache und genauen Kenner der amerikanischen Verhältnisse in einer Riesenauflage in den Vereinigten Staaten verbreitet. Das Buch hat gegenüber der bisherigen deutschen Ausgabe noch dadurch an Reiz und Kraft gewonnen, daß es von dem Berliner Zeichner Ernst mit treffsicherem Witz illustriert worden ist. (Domverlag)

Atelier für
Kunstgeigenbau



gegr.
1875

Willy Trossert Danzic
Geigenbauer Heiligegeistg. 17
An- und Verkauf alter Meistergeigen

BORG



Land-Maschinen

aller Art



Muscate, Betsche
& Co. A.-G.

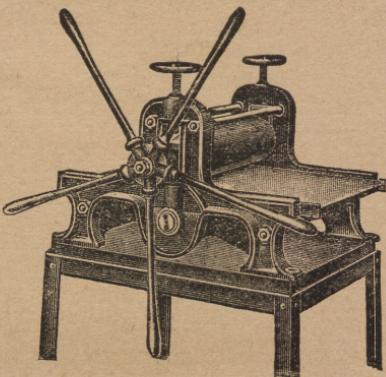
Danzig, Berlin - Charlottenburg, Königsberg (Pr.), Dirschau, Marienburg (W.r.), Flatow (Wpr.), Hamburg, Grünberg (Pom.), Anklam (Pom.), Schwiebus, Breslau, Grünberg (Schl.)

Künstler-Druckpresse

„Präzision“

Walzenbreite 400 mm

Druckplatte prima Eisen
plan gehobelt!



~~Verkauf~~ Antiquitäten ~~Verkauf~~

Komplette Zimmereinrichtungen
Uebernahme ganzer
Wohnungsausstattungen
Ausstellungssäle nur
11 Jopengasse 11
PAUL GEYER.

Leopold Hess
Berlin W. 35, Genthiner Str. 29

Jeder Industrielle und Kaufmann

Jeder leitende Beamte und Angestellte

Jeder Volkswirt, Jurist, Politiker

Jeder der am öffentlichen Leben
Anteil nimmt

liest das wöchentlich erscheinende, für den aktuellen Gebrauch wie als
Nachschlagewerk noch nach Jahren gleich wertvolle und unentbehrliche

„ZENTRAL-ARCHIV FÜR POLITIK UND WIRTSCHAFT“

Über die ganze Welt
verbreitet!
Preis nur M. 90.— vierteljährl.

Vorzügliches Anzeigenorgan!
„Europäisches Wirtschafts-
Adreßbuch“

Bestellungen bei jeder Postanstalt, bei unseren Geschäftsstellen,
oder unmittelbar bei der

VERLAGSANSTALT MÜNCHEN G. m. b H.,
München, Ludwigstr. 17a

Der Getreue L&art

Halbmonatsschrift für das ganze
Deutsche Volk.

Wir wollen:

Das Deutsche Volk über den
Parteien sammeln!

Die besten dazu aufrufen!

50 Woher sie kommen, ob von Links
oder Rechts, gilt uns gleich.

Wir wollen nicht:

Gegensätze schaffen!

Wir wollen sie überbrücken!

Bezugspreis vierteljährlich 16.50 Mk.
zuzügl. Post- u. Bestellgeld.

Helingsche Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Dresden-Alt., Lessingstraße 1.

Deutscher!

Es gibt noch Freunde und es gibt
noch Menschen, die es dir
werden können.

45

▼▼▼

Lies das Buch

Auslandsrätsel!

Nordamerikanische und spanische
Reisebriefe

von

Dr. Friedrich Dessauer

Professor für medizinische Physik an der
Universität Frankfurt a. M.

Es ist **soeben erschienen** und durch
alle Buchhandlungen zu beziehen.

Gehetett 35 M., gebunden 45 M.,
in feinem Leinenband 56 M.

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet
Kommanditgesellschaft
Verlagsabteilung KEMPTEN.

Preußisch-Süddeutsche 246. Klassen-Lotterie

Zur I. Klasse,

Ziehung 27. bis 28. Juni 1922

empfehle

1/8	1/4	1/2	1/1	Lose
15.60	31.20	62.40	124.80	M.

STILKE, Lotterie-Einnehmer
Berlin W.8, Unter den Linden 14



Sie spielen Klavier

oder Harmonium ohne jede Vorkenntnis nach der
preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-
Notenschrift **RAPID**. Es gibt keine Noten-, Ziffern-
oder Tastenschrift, die so viele Vorteile hat wie
RAPID. Seit 17 Jahren weltbekannt als billigste
und erfolgreichste aller Methoden. Anleitung
mit verschiedenen Stücken und Musikalien-Ver-
zeichnis Mk. 25.-. Aufklärung umsonst.

Musikverlag Rapid, Rostock 31

Urwüchsigen Humor und kostliche Satire
finden Sie in den Werken von **Mulli Mulli**.
Glänzendste Presseurteile.

1. „**Fränzchen**“, 4. Aufl., 20. Tausend (500 Seiten
Mk. 55.-, fein brosch. nur Mk. 45.-).

2. „**Patentitis Bürokratitis**“, ebenfalls illustr.
(behandelt Gründungswindel und die Zwangsbewirtschaftung der Röhre),
Geschenkband nur Mk. 35.-, fein brosch. nur Mk. 28.-.

In jeder guten Handlung vorrätig. 48

Verlag **J. Görres, Essen, Eleonorastrasse.**
Postkonto 3759, Essen.

GUTE BÜCHER

wertvoller Literatur in künstlerischer Ausführung auf holzfreiem Papier und in festen Halbleinenbänden bietet der

Volksverband der Bücherfreunde

Wegweiser-Verlag G. m. b. H. / Berlin W. 50, Rankestr. 34

seinen Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen. Die Bücher können nur an Mitglieder abgegeben werden. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Verlagsverzeichnis nebst Satzungen unberednet und postfrei

Eduard v. Hartmann: Das sittliche Bewußtsein.
Nibelungenlied, übersetzt von Karl Wolfskehl.

Fichte: Bestimmung des Menschen.

Anweisung zum seligen Leben.

Kappstein: Religionen der Menschheit. 2. Teil.

Sinclair Lewis: Die Hauptstraße.

Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow.

Hauff: Lichtenstein.

Keller: Die Leute von Seidwyla.

Ludwig: Zwischen Himmel und Erde.

Reuter: Franzosentid, Stromtid.

Stifter: Bunte Steine.

Gesamtausgaben von Goethe, Hauff, Keller, Kleist, Ludwig, Reuter, Schiller, Shakespeare.

An den Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H.

Berlin W. 50, Rankestr. 34.

Ich beabsichtige, dem Verband als Mitglied beizutreten und ersuche um kostenlose Zusendung des Verlagsverzeichnisses.

Name:

Stand:

Ort:

Hotel Bellevue Dresden

R. Ronnefeldt, Vorstand und Leiter.

Weltbekanntes, vornehmes Haus
in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz,
gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemäldegalerie u. Museen.
Mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.
Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.
Abgeschlossene Einstellräume für Kraftwagen.

Konditorei Ecker :: Zoppot
Seestraße 60 Tel. 104 Seestraße 60

Ab 4 Uhr täglich: KONZERT

DINER

à la Carte

SOUPER

Ostseebad der Stadt Danzig **BRÖSEN** Ostseebad der Stadt Danzig
Kurhaus und Strandhalle
Inhaber Paul Ibold

die gegebene Gaststätte für Ausflügler und Erholungssuchende

Daheim-Möbel

Langfuhr,
Hauptstr. 17
früh. „C. d. W.“

Die Jungen in der Politik!

Soeben
erschien:

DIE NEUE FRONT!

Herausgegeben von

MOELLER VAN DEN BRUCK, HEINRICH VON GLEICHEN
MAX HILDEBERT BOEHM

Größe 8°

425 Seiten

Geheftet Mk. 60.—, Halbleinen Mk. 90.—, Halblederband Mk. 160.—

DIE NEUE FRONT ist das erste entscheidende Beispiel, daß ein fruchtbare Zusammenschluß von Angehörigen aller Schichten unseres Volkes möglich ist, sofern sie nur die Kraft haben, den Parteigesichtspunkt zurückzustellen und die Not der Nation voranzustellen. Denn es schlossen sich hier Männer zur Front zusammen, die aus dem Kriegs- und Noterlebnis eine gleiche Einstellung zu den Problemen der Nation und ihrer Politik mitbrachten, vor allem aber zeigte sich hier, daß die Jugend — nicht nach Jahren, sondern nach der innerlichen Spannung gewertet — in allen entscheidenden Dingen ganz gleich fühlte, ob sie im übrigen „reaktionär“ oder „revolutionär“ dachte. Aus ihr erwuchs **DIE NEUE FRONT**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35, Lützowstr. 7

Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym, fortgeführt von Heinrich v. Treitschke u. Hans Delbrück

Band 188, Heft 3

Herausgeber: Dr. Walther Schotte

Juni 1922

Aus dem Inhalt:

Oswald Spengler, *Das römische Recht in antiker, morgen- und abendländischer Gestalt*

Walter Platzhoff, *Die Anfänge des Dreikaiser-Bundes (1867—1871)*

Helene Hermann, *Andreas Gryphius als Quelle für Gerhard Hauptmann*

E. Pröbster, *Marokkanische Heilige*

Richard Laqueur, *Die Schuldfrage im Dienste der Politik*

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatsschriften“
gern zur Verfügung. Die Preußischen Jahrbücher sind zu beziehen durch den
Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag.

Preis pro Vierteljahr Mark 48.—

Einzelheft Mark 17.50

BERLIN NW. 7,
Dorotheenstraße 66/67.

GEORG STILKE,
Verlagsbuchhandlung.

Anzeigenpreise:
1 Geld im Jahre M. 850
2 Gelder " " 1600
3 " " " 2100

Bildungsstätten

Die Reihenfolge der Anstalten ist nicht maßgebend für die Güte

Staatlich anerkannte
Gärtnerinnenschule Wittenberg
bei Tharau, Osthessen.
Beginn des neuen Lehrganges am 15. März 1922.
Prospekte frei auf Wunsch.

Harzförderheim Frau A. Müller
Nöschenroda b. Wernigerode a. S.

Junge Mädchen finden Aufn. zur gründl. Erziehung
d. häusl., gesellsc. Formen. Auf Wunsch Musik,
Sprachen. Pensionspr. jährl. 6000, halbjährl. 3200 M.

Lähn I. Riesengeb. | **Pädagogium—Landschulheim**
b. Hirschberg auf deutsch. u. christl. Grundlage. Gegr. 1873
Sechsklass. Realschule. Ziel: Verbandsprüfung (früh, Einjähr) u.
Obersekunda. Streng gereg. Intern. famil. Charakt. Beste Pflege,
Unterricht u. Erziehung. Eigen. Oekonomie. Sport, Wandern. Bader.
Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

GÖRLITZ i. Schl.

Das Deutsche Töchterheim Nithack
bietet gründl., zeitgem. Ausbildung in Kochen, Haushalt, Ge-
werbe, Bürgerkunde, Kunstgeschicht., Literatur, Musik bei
vorz. Verpflegung. Pensionspreis jährlich 8000 Mk. einschl.
Unterricht, wahlfrei Fächer extra. Näheres durch Prospekte.

Wilhelmshöhe | Fischers Privat-Töchterheim
Gesunde Lage
im Habichtswalde.
450 m hoch
Deutsche Frauenlehrjahr für Töchter
gebildeter nat. ges. Stände.
Wissenschaftliche Fortbildung.
Gründliche Ausbildung in Haus, Küche u. Garten, Pflege von Musik
und Kunst. Klassische Gymnastik und Sport.

Eisenach | Essa Beyer, Töchterheim
Ziele der Frauenschule.
Emilienstr. 12.
Wissenschaftliche Weiterbildung, insbesond. in
Fremdsprachen. Pflege der Künste.
Gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung.

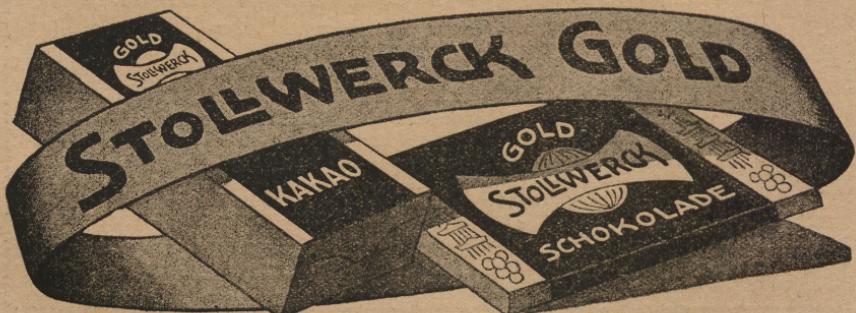
Kinder | Landerziehungsanstalt „Heimgarten“
finden sorgfält. körperliche und
geistige Pflege. — 15 Zöglinge.
gegründet 1905.
Jugenheim a. d. B., bei Darmstadt.
Leit.: Elisabet Griecke, Käte Bomborn.

Unterrichts- und Erziehungsanstalt
St. Anna in Riedenburg b. Kelheim (Bayern)
Höhere Mädchenschule (6 Kl.). Kaufmännische Privatschule (2 Kl.).
Haushaltungsschule (1 Kl.). Unterricht in Musik und Handarbeit.
Pensionspreis monatlich 300 M. — Herrliche Gegend, gute Ver-
pflegung, gewissenhafte Erziehung, freundliche Behandlung.

Füllner-Werkenthin-Lyceum
Altbekannte Anstalt in Bad Warmbrunn
(umfassend Klasse X—I.)

Hervorragend schöne, besonders gesunde Lage in unmittelbarer
Nähe des Riesengebirges. Großer Garten. Internat, in dem
auch zartere Kinder Aufnahme und liebevolle Pflege finden.
Pension vierteljährl. 2000 Mk. Schulgeld vierteljährl. 200 Mk.
Auskunft durch die Direktorin Dr. E. Eckelmann,
z. Zt. Croesen a. d. Oder, Schloß.

Geheimrat Dr. Ing. h. c. E. FÜLLNER.



Helft alle mit

unsere großen Meister in den schön und gebiegen ausgestatteten Ausgaben des Deutsche Meister-Verlages in alle Schichten des Volkes zu bringen. Durch Ablenkung von der verwirrenden und trennenden Tagespolitik, durch Verunklung in die unvergänglichen geistigen Werke des deutschen Schrifttums wollen wir die so notwendige Einigung unseres zerrissenen Volles wieder herbeiführen helfen.

Wir müssen wieder in die Schule unserer großen Meister gehen.

Dieser

Deutsche Meister-Gedanke

steht auf der Fahne des Deutsche Meister-Bundes. / Wem an der Gesundung unseres Volles gelegen ist und wer für dieses Ziel arbeiten will, der gehört zu uns. Wir rufen auf zum Beitritt in den

Deutsche Meister-Bund e. V., München

und zur Werbung von Mitgliedern!

Mark 2. — Eintrittsgeld, Mark 25. — Mitgliedsbeitrag für dieses Halbjahr.

Im Voraus zahlbar auf Postcheckkonto des Deutsche Meister-Bundes: München Nr. 10633. Der Eintritt kann jederzeit erfolgen. Die für das oben angegebene Ziel eintretende Monatsschrift „Die Meister“ wird an die Mitglieder unentgeltlich geliefert. „Wer über sein eigenes Wohl und Wehe hinaus sich das Verantwortlichkeitsgefühl für die Gesamtheit bewahrt hat, muss die Bestrebungen des Deutsche Meister-Bundes mit Nachdruck unterstützen.“ / Bundesmitglieder haben bei Bezug der Deutschen Meister-Bücher, insofern sie sich dem Sortimentsbuchhändler gegenüber als solche ausweisen, auf den tatsächlichen Ladenpreis eine Preismäßigung und zwar so, daß sie bei einem Bezug von z. B. Mark 50. — = Mark 5. — weniger zu zahlen haben, bei z. B. Mark 100. — = Mark 10. — weniger usw. / Der Verlag liefert die Bücher der Deutschen Meister nur durch den Sortimentsbuchhandel. — Der Deutsche Meister-Verlag ist wirtschaftlich selbstständig, untersteht aber der geistigen Leitung des Bundes.

Die Deutsche Meister-Bücher

bilden eine Sammlung des besten, heute noch lebendigen deutschen Schrifttums. Die künstlerische Gestaltung der Bücher überwacht

Professor F. H. Ehme.

Sie zeichnen sich durch farbenfrohes Gewand und sorgfältige Buchbinderarbeit aus, sind aber trotzdem wohlfällig.

„Diese prachtvollen Halbleinen- und Halblederbände sind eine Zierde auch der besten Bibliothek“
(Neue Preußische Zeitung).

Wir bitten, Prospekte zu verlangen!

Deutsche Meister-Verlag / München

Kleider
Mäntel
Kostüme

Modellhaus
NOTH HAFT

G. m. b. H.

DANZIG
Heilige Geistgasse 5

Telephon
5328, 1135, 6277

Täglich Eingang
von
Pariser Modellen